Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Im Weltwinkel.

Roman

von

Friedrich Jacobsen.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1897.

Meinem Vater

Pastor emer. G. F. Jacobsen

in Schleswig

dankbar zugeeignet.

Der Verfasser.

Mein lieber Vater!

Eine seltene Fügung hat es mir vergönnt, diese Blätter in die ehrwürdigen Hände des siebenundachtzigjährigen Mannes legen zu dürfen.

Wenn ich erst verhältnismäßig spät, und schon auf der Höhe meines schriftstellerischen Schaffens diese Schuld der Dankbarkeit abtrage, so leitet mich vorzugsweise die Erwägung, daß die Erinnerungen Deiner Mannesjahre und meiner Kindheit in dem nachfolgenden Werke aufleben, und altvertraute Gestalten an uns beiden vorüberziehen.

Weiter ist es für mich ein Bedürfnis, das Andenken einer Heimgegangenen zu ehren, die Dir und mir nahe gestanden hat. Endlich aber hoffe ich Dir den Beweis führen zu können, daß der von dem Vater so schmerzlich vermißte christliche Familienroman von dem Sohne auch dann zum mindesten angestrebt wird, wenn der Sohn andre Bahnen eingeschlagen hat, als sein treuester Lehrer und Berater.

Erstes Kapitel.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei...“

Es war im Hochsommer des Jahres 1860. Die Zwingherrschaft des dänischen Scepters ruhte auf den Herzogtümern und wurde von allen gleichmäßig schwer, am unwilligsten aber von dem Friesenstamme getragen, der die Marschniederung der schleswigschen Westküste bewohnte. Denn es ist ein hartköpfiger, freiheitliebender Volksschlag, der sich seit dem grauen Altertum gar oft mit seinem nordischen Nachbarn gemessen und ihn gelegentlich auf den dicken Schädel gehauen hat.

Dazumal aber war man fein stille geworden. Aus der großen Welt schwang sich kaum ein verirrter, verhallender Laut in die entlegene

Marscheinsamkeit; ihre Fennen lagen im Winter unter Wasser und im Sommer unter schweren Halmensegen; wenn der Wind darüber hinstrich, bewegten sich Wasser und Halme gleich träumerisch.

Man kannte keine Chausseen und sah niemals den Rauch einer Eisenbahn; an jene wurde erst gedacht, von dieser erzählte man sich, wie Großmutter Märchen berichtet.

Aber dennoch gab es Begebenheiten, und im Dorfe Moorbüll bereitete sich eine solche vor.

Pastor Eckhardt hatte nach langjährigem Wittum den Entschluß gefaßt, zum zweitenmal in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und mit der ihm angeborenen Energie die Ausführung dieses Vorsatzes in zwei Stationen bewerkstelligt.

Im Frühling zur Maienzeit war er auf seinem marschbekannten Rotschimmel in das Holstenland geritten und hatte die Tochter eines Landarztes geziemend gefragt, ob sie ihm ein treues Weib und seinem einzigen Sohne eine zweite Mutter werden wolle; als aber der

August, der glückliche Monat, kam, begab er sich zum zweitenmal, jedoch ohne seinen getreuen Schimmel auf die Fahrt, und heute wurde er mit der neuen Frau Pastorin feierlich eingeholt.

Es war eine Begebenheit, und die Moorbüller zeigten sich ihr gewachsen. Auf dem Rasenfleck vor der Pfarre hatte man zwei Mastbäume eingerammt und mit aufgeschossenem Spargelkraut umwickelt; mehrere junge Mädchen bemühten sich, eine Blumenguirlande dazwischen zu winden, und Godber Jansen, der Krüger des Dorfes, stand in Holzpantoffeln und blauen Baumwollstrümpfen daneben.

Er rauchte aus einer langen Pfeife, auf deren Kopf das Bildnis Friedrichs VII. prangte. Jansen behauptete, bei jüngeren Jahren Kammerdiener in Kopenhagen gewesen zu sein, und weil niemand ihn widerlegen konnte, so wurde es geglaubt.

„Immer fix, kleine Mächens, nie müßig!“ sagte er, seine Hände in die Taschen vergrabend, und dann bekam er einen gelinden Puff in den Rücken. Der kam von seiner Ehehälfte Laurette,

die in fliegenden Haubenbändern und einem „Schwarzseidenen“ herangekommen war.

Laurette sprach an hohen Festtagen nur Hochdeutsch, aber sie lag mit demselben im Krieg.

„Gobber,“ sagte sie, „du stehst hier in Strümpen; das ist unpaßlich und schanierlich. Was? Du willst die neue Fru Pastorin mit Tüffeln vor das Gesicht treten? Gleich gehst du nüber und machst dir anstandsvoll!“ Dann wandte sie sich um, ließ ihre runden Augen über die Ehrenpforte rollen und fuhr fort: „Die Balkoners sind sehr schön und paßlich, aber das Aspargelkraut süht man windig aus; seht ihr Mächens, das muß so sein.“

Damit stellte sie sich in Positur, beschrieb einen Kreis um ihren Kopf und sagte: „Ich bin der Boom, und die Blaumen gehen ümmer so rund um mich herum! Und nu muß ich hinein und Kaffee kochen.“

Die Dorfjugend war natürlich stark vertreten.

Man hatte in dem Pfarrgarten eine Blumenart mit langen dicken Stielen, die sogenannte „Presterblume“, in Massen abgepflückt und auf

den Fahrweg gestreut; aber die Jungens sammelten das Zeug wieder und behaupteten, daß der Wagen daran schaden nehmen könne — sie wollten auch einen Vorteil aus dem allgemeinen Trubel schöpfen.

Ähnlich wie der Schmied Matz Knibbe.

Der hatte die Mastbäume mit Eisenklammern versehen und strich nun durch den Pfarrgarten. Er entdeckte einen Baum voll Augustäpfeln und stopfte sich ein Dutzend hinter das Schurzfell.

„Sie sind noch unreif,“ sagte er zu dem vorbeigehenden Krüger, „aber wenn sie reif sind, krieg ich sie doch nicht, und ich will sie schon mit meinem Hammer mürbe kloppen.“

„Der Mensch muß seinen Vorteil wahrnehmen,“ antwortete darauf Godber Jansen, „aber mir sind die Äppel zu suer.“

Ganz hinten im Garten, in der Nähe einer verfallenen Strohhütte, stand ein alter Mann.

Er unterschied sich sehr merklich von den vierschrötigen Friesengestalten; er war hoch und schlank gewachsen, und sowohl die straffe Haltung, als auch der damals sehr ungewöhnliche

kurze weiße Schnurrbart verliehen ihm ein unverkennbar militärisches Gepräge.

Das war der Kontrolleur Koch, der Oheim des Pastors.

Er war in jungen Jahren Lieutenant in der dänischen Armee gewesen, hatte sodann einen Posten als Zollbeamter bekommen und verzehrte jetzt seine bescheidene Pension von vierhundert Bankthalern.

Er hatte sich bei seinem Neffen in Kost begeben, bewohnte die Giebelstube der Pfarre und galt bei den Leuten gewissermaßen als ein Inventarstück des Hauses.

Der ziemlich große Garten stand unter der besonderen Obhut des alten Herrn, und dieser hatte es nur ungern gesehen, als die Hände unberufener Dorfinsassen die sorgfältig gepflegten Blumenbeete plünderten, um ihrem Seelenhirten eine gutgemeinte, aber billige Verehrung zu bezeigen; indessen konnte an dem heutigen Festtage gegen die Bauernsitte, welche den Geistlichen am liebsten aus dessen eigener Habe ehrt, nicht wohl Einspruch erhoben werden. Kon-

trolleur Koch beschränkte sich daher auf den Schutz seiner auserkorenen Lieblinge.

Es waren dies einige seltene Spätrosen, und der alte Mann war damit beschäftigt, die schönsten Exemplare abzuschneiden und sorgsam in ein kleines Sträußchen zu vereinigen.

Er lächelte dabei in einer stillen absonderlichen Weise und hob nur drohend den Finger, als der Schmied mit seinem Raub hinter den Büschen davonschlich.

„Servus, Herr Kontrolleur," sagte Godber Jansen herantretend und nahm die lange Pfeife an die Hosennaht, denn er hatte gedient — „das ist wohl für die junge Frau bestimmt? Na ich sage, es ist man gut, wenn wieder ein weibliches Auge ins Presterhaus kommt, das verflixte Äppelmausen wird dann wohl wenigstens ein Ende nehmen."

„Freilich," entgegnete Koch ruhig, „Ihren Ältesten habe ich auch neulich dabei erwischt," und Godber Jansen zog ab.

Der Alte sah ihm nach, murmelte einige nicht sehr ehrerbietige Worte und begab sich

dann mit festen Schritten an die Hinterseite des Hauses, wo das Küchenfenster auf einen großen, von alten Fliederbäumen umgebenen Bleichplatz hinausging.

Es stand offen, und ein helles Feuer prasselte auf dem mächtigen altertümlichen Herde; in der verstreuten Asche desselben saß ein dickes rotes Mädchen und hielt die Schürze vor das Gesicht.

Kontrolleur Koch legte die Arme auf das Fensterbrett und fragte hinein: „Mine, warum heulst du?"

Die Magd blickte auf, schluckte noch ein paarmal und entgegnete verlegen: „Ach Gott, Herr Kontrolleur, das geht mir so bannig nah! Wenn ich daran denke, daß unser Herr so viele Jahre allein gewesen ist, und nu soll er doch noch glücklich sein, und es soll alles umkalfatert werden! Aber Sie können es mir bezeugen, Herr Kontrolleur, daß ich ihm immer gut aufgewahrt habe, viel besser, als eine Mamsell es thun kann, und Sie selbst haben doch auch immer Ihr Paß und Schick gehabt!"

„Ist dir denn gekündigt worden, Mine?"

fragte Koch, und das Mädchen stemmte die Hände in die Seite.

„Na, Herr Kontrolleur, das wäre denn noch schöner! Gott soll mich bewohren, ich bin doch kein Unmensch nicht, was man mit Undankbarkeit auf die Straße schmeißt! Nee, das thut unser Herr mir nicht an, aber wer kann wissen, was die neue Frau Prestern für eine ist, ob sie ihn so gut passen thut, wie ich es gethan habe, daß er immer den Kaffee süß kriegt und die Butter dick aufs Brot. Denn es ist ja doch man die zweite —"

Es flog ein Schatten über das Gesicht des weißhaarigen Mannes, und er blickte sinnend in die sonnige Luft.

„Der erste Widerstand," sagte er leise, „es wird wohl nicht der letzte sein!" Dann fragte er abbrechend: „Wo ist Hans; ich habe ihn seit Mittag nicht gesehen."

„Wo wird er sein? Im Heuloch wird er stecken oder sonst wo," entgegnete Mine. „Du meine Güte, es ist doch auch man so, wenn einer eine neue Mutter kriegt und ist schon

vierzehn Jahre alt. Möchten Sie noch eine neue Mutter haben, Herr Kontrolleur?"

„Mine —" sagte der Alte und wurde sehr ernst, „hast du dem Jungen etwa Raupen in den Kopf gesetzt?"

„I, wo werd' ich denn so 'ne unvernünftige Kreatur sein, Herr Kontrolleur! Aber passen Sie 'mal acht, mit unserem Hans wird die neue Frau ihren Tanz haben, und wenn sie nicht hartmäulig ist, denn kriegt er sie unter."

In diesem Augenblick kam Laurette Jansen zur Küche hereingefegt und rief ganz aufgeregt: „Mine, machen Sie man fix, daß der Kaffee klar wird; auf der Moorbüller Brück' haben sie schon mit die Böllers geballert, und Krischan Petersen steht mit dem Kieker auf der Werft und sagt, Müllers Voß, was den Prester fahren thut, hätte mit dem Start georgelt, weil er das Ballern nicht vertragen kann, und es könnte ein schönes Malöhr geben. Aber Krischan Petersen ist ein viel größeres Ekel als Müllers Voß."

Koch ging; er hörte in der That ein fernes Schießen.

Hans Eckhardt steckte wirklich im Heuloch, das sich am Ende des leeren Kuhstalles befand und zur Aufnahme der vom Boden herabgeworfenen täglichen Futtervorräte diente.

Es roch dort sommerlich nach Staub, Mäusen und Katzen, aber dieser stille, von Spinngeweben und Dämmerlicht umwobene Raum war des Jungen liebster Aufenthalt, in dem er grübelte, dichtete und gelegentlich auch schmollte.

In diesem Augenblick teilte er seine Einsamkeit mit Ali, dem Haushunde, dem er mit Mines Kamm das Fell glättete, und dem Pfarrknecht Heinrich Rasmus, seinem besten und einzigen Freunde.

Heinrich saß ihm gegenüber auf dem Schweinekoben, in dem die beiden Insassen, „Kuranz und Kanüffel" genannt, heftig grunzten, trommelte mit den Hacken gegen den Trog und schnitzte an einer Armbrust.

Er stand schon im Schwabenalter und hatte

einen steifen Arm, war aber stets zu allerhand dummen Streichen aufgelegt.

„So,“ sagte er, nu bin ich farrig und will de Häuner ropen; denn kannst du dermang scheten, dat gift en gauden Braden för de niege Mutter.“

Die neue Mutter! — —

Es war das Wort, welches den Knaben vom Festplatz fortgetrieben hatte, das ihn, die Hauptperson des Tages, in diesen stillen Winkel bannte, wo er wenigstens mit seinen beiden Freunden, dem Knecht und dem Hunde, ungestört beisammen sein konnte.

Wer hatte sich denn um ihn gekümmert in diesen Tagen, wer fragte ihn heute nach seinen Gedanken und Empfindungen?

Vielleicht Großohm Koch —

Aber wenn auch das hohe Alter sich der Kindheit wieder zuwendet, die heißen Schläge eines jungen Herzens vermag es dennoch nicht mehr zu begreifen, es muß sich Jugend zur Jugend gesellen.

Hans Eckhardt hatte keine Geschwister, und

von der Mutter besaß er nur eine undeutliche Erinnerung; gerade genug, um zu wissen, daß ihre Hand bisweilen so unendlich zart seine braunen Locken gestreichelt hatte, nicht genug, um mit ihrem Schatten zu verkehren.

So stand er allein.

„Heinrich," sagte er und schob Ali beiseite, „das wird nun wohl nicht mehr so spaßig sein, wie früher. Vater meint, das Herumtreiben nähme nun ein Ende, die neue Mutter hätte mehr Zeit als er und würde mir schon auf die Wege passen. Gib 'mal acht, mit uns beiden ist es aus."

„Mine hat auch so was gesprochen," meinte der Knecht nachdenklich und kratzte sich hinter den Ohren. „Aber weißt du was, Hans? Im Schummern kannst du doch nach meiner Kammer kommen, dann sitzt deine Mutter beim Vater auf dem Sofa; das thun sie alle, wenn sie verheiratet sind."

Der Knabe lachte kurz auf.

„Weißt du nicht, Heinrich, das Vater nie schummert? Wenn er nicht mehr sehen kann, dann kommt die Lampe."

Heinrich dachte abermals ernsthaft nach.

„Das ist denn slimm, Hans, wenn sie nicht schummern thun. Aber ich weiß doch Rat, du mußt mir helfen, das Heu ins Heuloch zu smeißen, und denn nehmen wir jeden Tag man ein bischen. Dabei können wir uns ordentlich herümwallern. Und mit Schimmel kannst du auch besser farrig werden, als ich, vor mir näht er immer aus, wenn ich ihn auf der Fenne fangen will. Die Küh' und die Sweine muß ich wohl allein auf mich nehmen."

Es war stille geworden, nur Kuranz und Kanüffel lagen miteinander im Unfrieden, und Ali spitzte das linke Ohr.

„Er hat noch einen Floh," sagte Heinrich, und Hans entgegnete: „Nein, er hört auf das Schießen. Sie haben bei der Moorbüller Brücke einen alten Böller aufgestellt, und wenn der Wagen durch den Süderkog kommt, dann wollen sie anfangen. Hörst du nichts?"

Heinrich Rasmus rutschte vom Koben herunter und horchte.

„Meiner Seel', es geht vor sich. Nu muß ich dabei sein, und du könntest dich auch ein bischen striegeln, denn was soll deine neue Mutter dazu sagen, wenn du ihr wie ein Swein unter die Augen trittst?"

Damit verließ er den Stall, und Hans Eckhardt blieb allein zurück. Er blickte durch das von Spinngeweben umsponnene Stallfenster hinaus in den leuchtenden Sonnenschein, der auch sein braunes Lockenhaupt mit einem warmen Schimmer streifte — dann wandte er sich plötzlich ab, warf sich in das Heu und drückte das Gesicht in die dürren Halme.

Ali saß neben ihm, wedelte sachte mit dem Schweif und leckte ihm die Hand. — — —

Und draußen auf dem Rasenfleck vor der Pfarre hatte sich viel Volks versammelt.

Da standen die Kirchenvorsteher und Juraten in langen Röcken und hohen Filzdohlen, breite Gestalten und breite, kräftige Gesichter; da waren frische Bauernmädchen in hellen Kleidern, die Haare mit Wasser glatt an den Kopf gekämmt — wenige hübsch, viele derb, alle gesund;

da war vor allen Dingen die liebe Dorfjugend in hellen Haufen.

Die Jungens hatten sich jenseits des Weges auf das Staket des Schuhmachers Jakob Appelboom gesetzt und wippten im Takt auf den morschen Latten.

Es hatten sich alle Bande frommer Scheu gelöst, und die Bengels fürchteten sich nicht einmal vor dem Auge des Küsters Bahnsen.

Der alte Mann stand unter der Ehrenpforte und trocknete sich mit einem Taschentuch die kahle Stirn; er sollte seinen Prediger mit einer Ansprache empfangen, und er war nicht stark im Reden.

Bum! ging der Böller.

Zehn Minuten vom Dorfe entfernt floß der Sielzug zwischen den Fennen und wurde von der Moorbüller Brücke überspannt. Dort hatten einige junge Leute sich versammelt und verknallten eine unglaubliche Menge Pulver.

Nun erschien am Eingange des Dorfes der schmucke Federwagen des reichen Müllers Fries, der das junge Paar von Tondern abgeholt hatte;

er war mit einem Fuchs und einem Rappen bespannt, und bei jedem Böllerschuß „orgelte der Voß mit dem Start", wie Laurette Jansen sich ausgedrückt hatte.

Die Müllersfrau, eine hübsche, städtische Erscheinung — sie stammte aus Rendsburg — stand am Eingang des Pfarrgartens, rang die Hände und jammerte: „Ach du lieber Himmel, wenn mein Mann nur die Pferde halten kann!" und Laurette Jansen stand hinter ihr und sagte tröstend: „Haben Sie man keine Bange, Korline, der Voß is ein Aas, aber was den Swarzen belangt, so hat der schon was Öllerhaftes an sich, und die beiden leben in eine Art Ehe miteinander."

Godber Jansen aber wollte auch ein Wort anbringen und bemerkte anzüglich: „Ganz recht, Laurette, justement wie zwischen dir und mir, denn ich haue auch männigmal hinten aus."

Der Wagen hatte glücklich die Pfarre erreicht und hielt dicht vor der Ehrenpforte. Pastor Eckhardt sprang rüstig von dem hohen Gefährt herunter und wollte einen Schritt vor=

treten; dann aber besann er sich, drehte um und reichte seiner jungen Frau die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

Er war ein Mann im Beginn der vierziger Jahre, breitschulterig und mittelgroß. Unter seinem weichen Filzhut quoll dichtes krauses Haar von unbestimmter Farbe hervor, stumpfes Braun mit einem ganz leichten Anflug von silbergrau.

Die Stirn war breit, das bartlose Gesicht eckig, der Mund willenskräftig und schmal; der ganze Mann sah aus, als ob er fest auf den Füßen stünde, aber aus seinen Augen irrte ein zerstreuter und fast verlegener Blick.

Das war in jenem Moment, als er sich seiner Ritterpflicht gegen die junge Frau zu entsinnen schien und mit einer hastigen Bewegung das Versäumte nachholte. Es waren wohl zu viele Jahre vergangen, seitdem Daniel Eckhardt zum letztenmale seine Hand in diejenige eines Weibes gelegt hatte, und er mußte sich erst allmählich wieder daran gewöhnen.

Die neue Pfarrfrau hatte inzwischen mit

etwas mißtrauischen Augen die Umstände im allgemeinen und die Entfernung vom Rande des Wagens bis zur Erde insbesondere betrachtet; jetzt raffte sie das graue Reisekleid zusammen und sprang entschlossen mit gleichen Füßen auf den Rasen, beinahe auf den Rücken des Küsters, der mit tiefer Verbeugung vorgetreten war und sofort die Schleusen seiner Beredsamkeit aufzog.

„Hochverehrtes Paar — —"

Die Augen aller Anwesenden ruhten auf der jungen Frau; sie stand regungslos da, mit der rechten Hand nach dem Arme ihres Mannes tastend, und in ihrem feingeschnittenen Gesicht stieg allmählich ein leichtes Rot bis zu den Schläfen empor.

Elisabeth Charlotte war nicht mehr ganz jung, denn sie mochte etwa achtundzwanzig Jahre zählen, aber lichtblonde Haare, zarter Teint und biegsame Formen gaben ihrer Erscheinung ein mädchenhaftes Gepräge. Dabei war sie nichts weniger als ätherisch, und um ihre roten vollen Lippen spielte ein leiser Zug heiteren Sinnes.

In diesem Augenblick aber noch etwas anderes — Unergründliches.

Sie sah mit ihren hellen beweglichen Augen an dem Küster vorüber; sie stellte sich, wenn der Redner den weißen Kopf hob, auf die Fußspitzen und schien etwas zu suchen; und als sie es nicht fand, ging ein Schatten über ihr Gesicht, wie die Wolke über das Sonnenlicht.

Dann kam ein kleiner Zwischenfall.

Küster Bahnsen hatte sich eine Art Traurede ausgesonnen, und er fuhr fort: „Wenn aber die Sorgen des Lebens kommen, wenn alles zusammenzubrechen droht —"

Krach! ging es jenseits des Weges; da war Jakob Appelbooms Staket mit den Jungens zusammengebrochen.

Bahnsen kam infolgedessen aus dem Text; Godber Jansen schrie im richtigen Verständnis der Sachlage „Hoch!" — Pastor Eckhardt schüttelte dem Küster die Hand, und Elisabeth Charlotte schlüpfte unter der Ehrenpforte durch in den Vorgarten des Pastorats, wo sie geradwegs Kontrolleur Koch in die Arme lief.

„Gott segne dich, mein liebes Kind,“ sagte der alte Herr, kriegte ohne Umstände die junge Frau beim Schopf und küßte sie — baff — mitten auf den Mund. Dann hielt er sie an den Schultern ein Stück von sich, sah ihr tief in die etwas erschrockenen Augen und fuhr herzlich fort: „Also das ist die Lieselotte, und ich bin der Onkel Koch, und hier hast du zum Willkomm einen Strauß von meinen schönsten Rosen, denn so gut Daniel auch ist, daran wird er wohl bisher nicht gedacht haben.“

Die also Angeredete hatte sich schnell gefaßt.

„Nein, Onkel Koch,“ entgegnete sie herzlich, „daran hat er wirklich noch nicht gedacht! Dir aber danke ich recht, recht sehr für diesen Empfang, und ganz besonders auch dafür —“

Dann brach sie plötzlich ab, und der suchende Ausdruck kam wieder in ihre Augen. „Aber mein Gott, Onkel, ihr seid hier alle versammelt, nur einen vermisse ich, der doch gerade die Hauptperson sein muß — wo ist denn Hans?“

„Ja, wo steckt der Junge?“ fragte nun auch

Eckhardt, der herangetreten war, und über sein eckiges Gesicht flog ein ungeduldiges Zucken.

„Ich will ihn suchen," entgegnete Koch ruhig und wandte sich ab.

Ihn suchen!

Die junge Frau schaute einen Augenblick starr vor sich hin, und ihre frischen Wangen wurden blaß; um ihre Lippen legte sich ein leidender Zug, und Laurette Jansen, die es übernommen hatte, die Honneurs zu machen, sagte mitleidig: „Aber Fru Pastorin, Sie sehen sehr leidenschaftlich aus!"

Da kam Onkel Koch mit dem Flüchtling angezogen. Er redete dem Widerstrebenden leise, eindringlich, aber nicht unfreundlich zu, schob den Jungen vor seine neue Mutter und sagte scherzend: „Er hat im Heuloch gesteckt, und du wirst ihn dir schon zurechtstriegeln müssen, Lieselotte. So etwa —"

Seine Hand fuhr mit einer liebkosenden Bewegung durch die braunen Locken des Knaben, und dann streifte er mit den alten klugen Augen das Gesicht der jungen Frau.

Es lag eine leise Mahnung in diesem Blick und eine erwartungsvolle Frage: „Deine Zukunft ruht in dieser Sekunde — wirst du es verstehen, sie zu benutzen?“

Und Elisabeth Charlotte sah in das hübsche trotzige, halb abgewandte Kinderantlitz, dessen Züge dennoch schon das Gepräge frühzeitiger Reife trugen. In ihren Gedanken zogen blitzschnell alle thörichten und böswilligen Worte vorüber, aus denen die erbarmungslose Welt von altersher für das Haupt der Stiefmutter eine Dornenkrone geflochten hat, und ein bitteres Gefühl quoll in ihrem warmen Herzen auf; dann aber sahen ihre Frauenaugen die verwahrloste Gestalt, den verwachsenen Sonntagsanzug, an dem Spinngewebe und Heuhalme klebten — ein echtes weibliches Mitleid drängte die aufsteigende Bitterkeit zurück, sie bog sich rasch ein wenig nieder, schlang ihre Arme um Hans Eckhardts Nacken und küßte ihn warm auf den roten trotzigen Mund.

„Mein lieber Junge!“

Es war vielleicht oder gewiß der erste Kuß

von Frauenlippen, dessen Hans sich mit Klarheit zu entsinnen vermochte, und derselbe übte eine sonderbare Wirkung. Er stand einen Augenblick verwirrt, verlegen und beschämt vor allen Leuten; dann riß er sich plötzlich los und rannte davon.

Daniel Eckhard aber sagte! „Er ist ein Eckkopf, Elisabeth! Du wirst prüfen müssen, welche Mittel am besten geeignet sind, seinen Trotz zu brechen —"

Und Onkel Koch fügte hinzu: „Sie hat das Mittel, Daniel — verlaß dich darauf."

Es war nach diesem bewegten Tage still geworden in der Moorbüller Pfarre. Pastor Eckhardt saß in seiner Studierstube, qualmte furchtbar aus einer langen Pfeife und erledigte die in seiner Abwesenheit eingegangenen Sachen mit gewohntem Pflichteifer.

Die Erledigung der Schriftstücke hätte just nicht solche Eile gehabt, aber Eckhardt war Punkto Zubettgehen eine arge Nachteule, und er schien auch heute keine Ausnahme für nötig zu halten.

Lieselotte hatte sich zwischen neun und zehn Uhr in sein Zimmer begeben, die Sofaecke besetzt und ein Gespräch über die Erlebnisse des Tages begonnen; aber es war ihr eine Ahnung aufgegangen, daß der Eheherr um diese Stunde nicht sehr zugänglich sei.

Er rückte zwar sofort mit dem Arbeitsstuhl herum, blieb aber am Schreibtisch sitzen und gab mit manchen Seitenblicken auf seine Papiere zerstreute Antworten. Heinrich Raßmus hätte bei diesem Anblick seine Theorie vom „Schummern" unzweifelhaft eingeschränkt.

Lieselotte erhob sich endlich, gähnte herzhaft und murmelte etwas vom „Zubettgehen", worauf Eckhardt entgegnete, daß er schon nachkommen werde, und dann den Kopf auf das Papier beugte.

Sie strich ihm leise über die lückenlosen krausen Haare, deren grauer Hauch im Lampenlicht deutlicher hervortrat, und verließ das Zimmer.

Mit der Kerze in der Hand ging sie durch die Wohnräume und wunderte sich im stillen, wie alles so kahl und leer war.

Eckhardt besaß kein Vermögen, aber die Moorbüller Pfarre galt als die beste in der Marsch, und dieser Mangel an Behagen bedeutete nicht Armut, sondern Gleichgültigkeit.

„Wenn meine Aussteuer kommt, soll es anders werden," sagte sie leise. Und dann fiel ihr ein, daß sich Onkel Koch auch unter das Geschlecht der Nachteulen rechnete.

„Er ist ein alter schlafloser Mann," dachte sie, „der hat das Recht dazu; aber meinen Daniel muß ich mir ziehen."

Sie stieg die steile Bodentreppe hinauf und klopfte leise an die Thür der Giebelstube. Koch öffnete selbst. Er schien die Kommende schon gehört zu haben, denn er sagte: „Solche Füße sind wir gar nicht mehr gewohnt, bisher strich nur unser gelber Kater Munz über die Stiegen, aber dies ist mir lieber."

Dann stellte er galant seine Pfeife in die Ecke, Lieselotte jedoch wehrte ab. „Nein, Onkel, du mußt weiter rauchen, sonst gehe ich gleich wieder. Ich wollte dir auch nur Gute Nacht sagen."

Der alte Mann lächelte.

„Ja, liebes Kind, die gute Nacht braucht unsereins an der Schwelle der Achtzig. Bei euch jungen Leuten thut's nicht not, sie zu wünschen — das kommt von selbst."

Lieselotte errötete ein wenig und entgegnete leise: „Ach Onkel, was die Jugend betrifft —"

Es war einen Augenblick still, und man hörte Ali im Stall heulen. Dann fuhr Lieselotte fort: „Ich wollte dir auch noch danken, Onkel Koch, und zwar gerade für etwas, worauf wir Frauen ein ganz besonderes Gewicht legen, und was nicht jeder Mann begreift."

Sie setzte sich auf das kleine harte Kanapee und strich die blonden Haare aus der Stirn.

„Ich bin zu Hause von Eltern und Geschwistern, überhaupt von allen, die mich lieb hatten, stets ‚Lieselotte' genannt worden; weißt du, nach meinen Namen Elisabeth Charlotte. Und du warst der erste, der mich hier wieder mit diesem lieben vertrauten Laut begrüßte. Du hast es natürlich von Daniel erfahren, denn wie solltest du das sonst wissen, aber das

thut der Sache keinen Abbruch. Es war recht lieb und gut von dir, Onkel Koch, besonders —"

„Besonders —" wiederholte der Alte und schraubte die Lampe niedriger.

„Es ist vielleicht nicht recht, daß ich zu dir davon rede, Onkel, aber ich meine, Daniel könnte mich auch so nennen. Das thut er aber nicht."

„Und der Onkel soll es ihm so gelegentlich stecken — gelt, kleine Lieselotte?"

„Ich glaube nicht, das es hilft," entgegnete sie kleinlaut.

Kontrolleur Koch lächelte und setzte sich neben die junge Frau.

„Es würde vielleicht helfen, mein liebes Kind," sagte er dann nachdenklich und jedes Wort betonend. „Ja, ich glaube ganz bestimmt, daß es helfen würde, denn Daniel hat mir noch keinen Wunsch abgeschlagen, dessen Erfüllung in seiner Macht stand. Aber meinst du nicht, Lieselotte, daß es besser sein wird, wenn wir der Sache ihren ruhigen Lauf lassen, und ganz still abwarten, bis dein Mann aus eigenem

Antrieb den Kosenamen wählt? Ob er es morgen thut oder über Jahr und Tag, das ist unwesentlich, aber niemals darf ihn das Gefühl beschleichen, als ob wir beide gegen ihn verschworen sind. Habe ich recht, kleine Frau?"

Lieselotte nickte.

„Du hast recht, Onkel, du bist überhaupt sehr klug und erfahren. Aber ich meine nur, daß mein Mann und ich nicht viel Zeit zu verlieren haben. Wir sind beide über die Jugend hinaus, und nach Jahr und Tag werden wir grau sein."

Sie stand auf, gab dem Alten die Hand und ging nach der Thür. Kontrolleur Koch sagte nichts mehr, aber seine stillen Augen folgten ihrer Gestalt, und ein leiser Ausdruck sorgender Teilnahme glitt über die faltenreichen Züge.

Die junge Pfarrfrau aber schien noch keine Ruhe finden zu können.

Sie stieg die Treppe hinunter, ging durch die große düstere Küche und horchte an einer Thür, die zu der sogenannten „Hinterstube" führte.

Dort hatte Hans Eckhardt sein Reich.

Als sich nur ein stilles Atmen hören ließ, öffnete Lieselotte ganz leise die Thür und trat, das Licht mit der Hand bergend, ein.

Hans lag in seinem etwas zu kurzen Kinderbett und schlief fest. Die Arme hielt er über der Brust verschränkt, und um seine Lippen spielte ein trotziger Zug. Als der Lichtschein über sein Gesicht glitt, bewegte er sich, ohne zu erwachen, und murmelte etwas das wie „Mutter" klang.

Aber es war nicht zu erraten, von wem er träumte, und wen er meinte.

Lieselotte stand vor ihm und betrachtete seine hübschen Züge. Sie hätte am liebsten einen zärtlichen Kuß auf den frischen Mund gedrückt, aber sie fürchtete, daß er aufwachen und sie mit finsteren Augen ansehen möchte. So hielt sie den Atem an und betete leise: „Lieber Gott, schenke du mir das Herz dieses Kindes!"

Dann trat sie an das Fenster und sah hinaus in die schweigende Nacht. Es war draußen sehr dunkel. — —

Zweites Kapitel.

„Wie könnt' ich dein vergessen . . . .“

„Elisabeth,“ sagte Pastor Eckhardt einige Tage später, „wir müssen heute einen Besuch in Horsebye machen. Nach dem Mittagessen wird aufgebrochen.“

Lieselotte kniete im Garten vor einem mit Kresse besäeten Beete und pflückte die grünen Blätter in ein Körbchen.

Sie hob die Hände, an denen noch feuchte Erde hing, bittend auf und entgegnete: „O, Daniel, ich habe so unendlich viel im Haushalt zu thun, du glaubst gar nicht, wie Mine alles vernachlässigt hat — die reine Tartarenwirtschaft! Und dann — meinst du nicht, Liebster, daß es besser ist, zuerst im Dorfe die Runde zu machen? Wen sollten wir denn in Horsebye besuchen?“

Eckhardt rauchte etwas hastiger und sah mit einem weiten Blick in die sonnige Luft.

„In Horsebye wohnt mein einziger Freund, Pastor Jürgens,“ erwiderte er dann langsam. „Wir sind in der Marsch an die Einsamkeit gewöhnt, Elisabeth, aber man will sich doch hier und da einmal aussprechen. Meinen Moorbüllern habe ich zu predigen, aber verkehren kann ich nur mit den wenigsten, schon wegen ihres Wirtshauslebens ist Zurückhaltung geboten. Ich bitte dich, gib nach.“

„Natürlich, lieber Daniel. Ist Pastor Jürgens verheiratet?“

„Er ist Witwer, wie ich — verzeih, ich meine natürlich, wie ich es war. Aber seine Schwester — nun, sie hat freilich ihre Schrullen, und ich zweifle, daß ihr zusammen paßt. Die Hauptsache bleibt, daß Jürgens dich kennen lernt, mein Weib.“

Die letzten Worte klangen herzlicher, und Lieselotte blickte glücklich auf.

„Also abgemacht!“ Und dann fügte sie schelmisch hinzu: „Ahnst du auch, Daniel, was ich hier vorhabe?“

„Hoffentlich ist die Kresse nicht für mich — du weißt vielleicht —“

„Freilich weiß ich es. Mine hat gesagt: ‚Unser Herr ißt keine Grünigkeiten‘; sie macht sich nämlich selber nichts daraus. Nein, Schatz, Laurette Jansen schickte vorhin herüber, sie hätte einen Gast aus Tondern und wollte demselben gern etwas von ‚Fru Pastorin ihrer Krätze‘ vorsetzen. Ist das nicht köstlich?“

Eckhardt wandte sich lächelnd zum Gehen.

„Ja, die gute Laurette malträtiert das Hochdeutsch in greulicher Weise. Sie wird kaum ein Verkehr für dich sein, Elisabeth, ich empfehle dir die Küstersfrau.“

Lieselotte hatte ihre Arbeit beendigt und trat an das Staket des Gartens. Es war so schön und sonnig rings umher, und der Hochsommer überhauchte ihre Wangen mit seinem warmen Odem; aber sie dachte in diesem Augenblick an den Herbst.

„Ich danke für alle Küstersfrauen,“ sagte sie leise, „du solltest dich selbst mir empfehlen, mein guter Daniel.“

Und dann mußte sie lachen.

„Hat der gelehrte Mann wahrhaftig schon vergessen, daß er verheiratet ist! O, Onkel Koch, auf Jahr und Tag wollen wir lieber nicht warten —"

Jenseits des Weges arbeitete der Schuhmacher Jakob Appelboom an seinem zerbrochenen Staket. Er war barhäuptig, und die dichten grauen Haare starrten wie ein Urwald um das hagere Gesicht. Die Hornbrille saß auf der Spitze seiner roten Nase, und die lange Gestalt war in ein lottriges Habit geknöpft.

Lieselotte hatte ihm gleich am Tage nach ihrer Ankunft ein paar Stiefel zum Auflegen von Doppelsohlen geschickt, und Eckhardt hatte dazu bemerkt: „Er wird dich im Stich lassen, Elisabeth, denn er ist ein großer Philosoph."

Nun rief sie hinüber und fragte nach dem Fortschritt der Arbeit.

Jakob Appelboom schritt gravitätisch wie ein Storch quer über den Weg und faßte grüßend in seinen Haarwulst, so daß Lieselotte

ganz erschrocken glaubte, er werde denselben wie eine Perücke abnehmen.

„Es nimmt alles seinen Fortgang, Frau Pastorin," sagte er wichtig, „und es hat ein jedes Ding seine Zeit. Aber für Ihre Fußkledasche ist die Zeit noch nicht gekommen. Warum? Weil es noch nicht dreckig genug ist, um mit Doppelsohlen herumzulaufen. Davon werden die Füße beswert, und die Füße sind der wichtigste Teil von dem menschlichen Leib, denn sie sind zu unterst. Warten Sie bis auf den Herbst, Frau Pastorin, dann klunkert einem die Kleie um das Beinwerk, und dann thut es nix mehr verslagen, ob man leichtfüßig einher geht oder nicht."

Lieselotte lachte.

„Aber Appelboom, es kann jeden Tag Herbst werden, und dann muß man gerüstet sein."

Der Alte schob seine Brille auf die Stirn und zwinkerte mit den Augen. „Wie sagt unser Herr Pastor? ‚Sorget nicht für den andern Morgen.' Sie sind lieblich anzuschauen, Frau Pastorin, und Sie sind wie eine Lilie auf dem

Felde. Darum machen Sie sich man keinen Brast; wenn der Herbst da ist, dann ist der Appelboom auch da, aber vor der Hand muß ich mein Staket in die Renovage nehmen, das ist über dem Küster seiner Begrüßungsformel mit den verflixten Jungen zusammengebrochen."

Er fuhr abermals durch seine Haare und stelzte zurück.

Lieselotte ging in das Haus. „Der Alte hat recht," sagte sie, „ich will nicht an den Herbst denken, der kommt von selbst."

Und dann pflückte sie auf dem Wege einige Blumen und steckte sie vor die Brust.

Nach dem Mittagessen wurde aufgebrochen, wie es sich für einen dauerhaften Landbesuch ziemt.

Onkel Koch wollte daheim bleiben. „Ein alter Haudegen, wie ich, ist überflüssig, wenn zwei gelehrte Herren miteinander streiten," sagte er, und er setzte, als Lieselotte ihn bittend anblickte, halblaut hinzu: „Pastor Jürgens alter Hausdrache ist mir nicht grün, aber darum fürchte ich mich noch lange nicht. Es ist nur,

weil ihr auf dem Heimwege Mondschein haben werdet."

Hans dagegen sollte mitkommen. Das Ehepaar war indessen schon vor dem Dorfe, als die junge Frau ihn vermißte und sich suchend nach ihm umsah.

„Der wird schon voraus sein," meinte Eckhardt gleichmütig, „wenn es nach Horsebye geht, ist er wie ein junges Füllen."

„Hat er den Pastor so lieb?"

„Hm — er nennt ihn Onkel, aber das ist mehr Gewohnheit. Nein, Elisabeth, Pastor Jürgens hat eine zwölfjährige Tochter, und die beiden sind unzertrennlich."

„Ich denke, ihr kommt verhältnismäßig nur selten zusammen?"

Eckhardt nickte. „Wir Alten — ja. Viel zu selten. Aber die Jugend findet Mittel und Wege. Über die Felder ist es ja kaum eine Stunde bis Horsebye, da geht es heidi, wenn ich den Rücken gewandt habe."

„Ich dachte schon, er stecke wieder im Heuloch," sagte Lieselotte halblaut und fügte, als

Eckhardt eine unmutige Bewegung machte, schüchtern hinzu: „Es sollte kein Vorwurf sein, Daniel, aber ich meine fast, daß Hans sich zu sehr zurückzieht. Wenn der Unterricht vorüber ist, hockt er im Stalle beim Knecht. Das ist doch keine Gesellschaft für ihn."

Der Pastor zog die Stirne kraus.

„Kommt er nicht, wenn du ihn rufst, Elisabeth? Ich will nicht hoffen, daß er ungehorsam ist."

„O nein," versicherte sie eifrig, „aber er ist so scheu. Lieber Daniel, er hat ja auch so lange Jahre die Mutter entbehren müssen."

„Die habe ich ihm jetzt wieder gegeben," entgegnete Eckhardt kurz.

„Es ist doch nicht die leibliche."

„Das vierte Gebot hat weitere Grenzen, Elisabeth."

Die junge Frau ging still neben ihrem Gatten her. Sie blickte bisweilen von der Seite zu ihm auf und betrachtete verstohlen sein festgemeißeltes Gesicht. Es war alles Kraft und Energie an ihm, ehrenhaftes Wesen und

Pflichttreue — aber sie hätte in diesem Augenblick lieber eine weiche Linie entdeckt.

Ja, das war es: die Natur hatte ihm das Weiche versagt.

Ob auch die Liebe — —?

Sie gingen mitten im warmen, hellen Sonnenschein durch die blühende Marsch. Vor ihnen ragte aus reifen Kornfeldern der Kirchturm von Horsebye auf, und dahinter streckte sich in dunkler Linie der Deich.

Moorbüll lag weiter vom Meere entfernt, aber Horsebye war an die Küste gebaut, und Lieselotte sagte: „Heute werde ich also auch die Nordsee sehen?"

„Ja, mein Weib," entgegnete Eckhardt lebhaft. „Es ist eigentlich schade, daß wir so sonniges Wetter haben, zum erstenmal möchte ich dir die See am liebsten in ihrer stürmischen Majestät zeigen. Wenn ein dunkler Himmel sich über sie spannt, und ihre Wogen in Hochflut heranbrausen, dann ist sie unbeschreiblich schön, und man möchte mit ihr ringen!"

Daniel Eckhardt atmete tief aus der breiten

Brust, während er diese Worte mit klangvoller Stimme sprach, und abermals mußte Lieselotte zu ihm aufblicken.

„Er hat doch eine Liebe — aber sie ist rauh," dachte ihr Herz.

Die beiden gingen quer über die Fennen und kamen an ein Heck, auf dem Hans wartend saß und mit den Beinen schlenkerte.

„Wir müssen einen Umweg machen, Vater," sagte er, „auf dieser Fenne weidet ein böser Ochse. Ich weiß es, denn er hat mich schon mal gehabt."

Eckhardt blickte verwundert auf.

„Du fürchtest dich doch nicht, Hans? Es wäre hoffentlich das erste und letzte Mal —"

„Ich fürchte mich nie," entgegnete der Knabe kurz, „aber Mu — Mutter hat ein rotes Tuch."

Es kostete ihn Überwindung, das Wort auszusprechen, aber er bezwang sich tapfer und drohte dann mit der Faust hinüber: „Ja, da steht er und brummt; wenn ich allein wäre, sollte er nur kommen!"

Freilich, sie waren nicht allein, und Daniel Eckhardt entsann sich dessen mit einiger Beschämung. Er schlug schweigend einen andern Richtweg ein und umging die gefährliche Fenne, nicht ohne von Zeit zu Zeit das rote Tuch seiner Frau zu betrachten. Sie trug es leicht umgeworfen und sah gut darin aus, aber eigentlich war es doch nichts für eine Pfarrfrau.

Lieselotte empfand Rührung über die stille Fürsorge des Knaben. Sie rief ihn an ihre Seite und legte das Tuch, welches ihr plötzlich zu warm wurde, über seinen Arm; sie ließ sich auch allerlei kleine Dienste von ihm leisten, wenn es galt, ein Heck zu übersteigen oder einen schmalen, geländerlosen Steg zu überschreiten.

Und Hans that das Verlangte mit einer gewissen Verschämtheit.

Es war auf der einen Seite ein leises Werben um Liebe und auf der andern ein schmollendes Nachgeben; man hätte unter veränderten Umständen fast von einem harmlosen Kokettieren reden können, das der jungen Frau allerliebst stand, sie begann eine Brücke zu

weben, so leicht und zart, wie die silbergrauen Fäden, die auf Busch und Rain ruhten und von einer herüberwehenden Seebrise flatternd in die Luft getragen wurde — und nun flog das Gespinst in Lieselottes blonde Haare, so daß Daniel Eckhardt plötzlich die Hand ausstreckte und es von dort hinwegnahm — —

„Da ist das Horsebyer Pastorat!" rief Hans und fügte in einem Atem hinzu: „Und Inge steht im Garten, sie hat uns gesehen!" Dann setzte er über einen Graben und rannte querfeldein.

„Da geht er hin," sagte Eckhardt, „wir Alten werden es wohl bedächtiger machen müssen."

Das Pfarrhaus war viel kleiner und unscheinbarer als dasjenige in Moorbüll, es glich fast einer Bauernkate und lag auf einer hohen Werft. An die Wohnräume schloß sich der Stall, und Eckhardt wandte den Schritt ohne weiteres der Thür des letzteren zu.

„Wo willst du hin?" fragte Lieselotte verwundert.

„Ach so, du kennst noch nicht die Terrainschwierigkeiten, Elisabeth. Das Pfarrhaus in Horsebye ist nur durch den Stall zu betreten. Die Hausthür wird stets verschlossen, wenn Gäste in Sicht sind, es könnte ja etwas friesische Erde in den gescheuerten Flur getragen werden."

„Ist Jürgens denn so ungastlich?"

„Gott bewahre, im Gegenteil! Aber seine Schwester Annemarie hat den Reinlichkeitsteufel im Leibe. Es ist nicht der schlimmste von allen Teufeln, aber er kann die Leute närrisch machen."

Lieselotte lachte. „Das ist wenigstens kein unsauberer Geist, Daniel; warte nur, bis ich Scheuerfest halte!"

Und er entgegnete mit einem seltenen Anflug von Galanterie: „O, du bist nur sauber, wie es der Jugend zukommt; das ist ein großer Unterschied."

Der Stall, an dessen Eingang eine große Strohmatte lag, wurde also passiert. „Daran muß sich sogar das Schwein die Füße reinigen," sagte Eckhardt, und schritt verachtungsvoll darüber hin. Dann kam die Küche.

„Hier wird für gewöhnlich gegessen," bemerkte der Pastor halblaut, „puh, es riecht alles nach grüner Seife!"

Annemarie empfing die Gäste in einem roten Morgenkleid mit langen Schnüren und Filzpantoffeln. Sie stieß etwas mit der Zunge an, sprach laut und verfügte über einen großen Wortschwall.

„Das ist mal nett von Ihnen, daß Sie kommen!" sagte sie. „Jürgens wird sich sehr freuen, Ihre liebe Frau kennen zu lernen, Pastor Eckhardt. Wollen Sie sich man bloß die Füße ein bischen abstreichen, ich habe den Besen schon zurecht gestellt. Jürgens, komm doch mal aus deiner Stube heraus, Pastor Eckhardt ist mit seiner neuen Frau angekommen und will dir ‚guten Tag' sagen! Sie bleiben doch ein bischen zum Abendessen, Pastor Eckhardt, was? Denn will ich man ganz flink in den Garten gehn und zusehn, ob ich noch eine Handvoll Johannisbeeren finde zu rote Grütze; die essen Sie ja doch so gerne! Soll ich Ihnen auch lieber ein paar Filzlatschen bringen, Frau

Pastorin? Sie glauben gar nicht, was sich auf dem Wege für Staub an die Füße hängt."

Fort war sie, und Lieselotte hörte zum erstenmale ihren Eheherrn laut und herzlich lachen. Dann sah sie zu ihrem Entsetzen, wie er durch die offene Thür in die Wohnstube trat und, gleich einem übermütigen Schulknaben, eine kleine Rutschpartie über den glattgebohnten Fußboden machte. In demselben Augenblick kam Jürgens aus seiner Studierstube heraus und fing den Freund in seinen Armen auf.

Er war ein langer hagerer Mann, und wohl zehn Jahre älter als Eckhardt. Die ergrauten Haare hingen ihm schlicht in den Nacken und er trug den Kopf etwas vorgebeugt; auch die Schultern drängten sich nach vorne und beengten die schmale Brust noch mehr.

Lieselotte sah mit einem Blicke, daß Jürgens nie ein schöner Mann gewesen sein konnte, und daß er jetzt ein kränklicher Mann war; aber ihre Augen glitten nur flüchtig über die Gestalt und blieben in den seinen haften.

Sie hatte niemals ähnliche gesehen.

Es lag ein Ausdruck unendlicher Güte in diesen blauen Sternen, und sie fügte unbedenklich ihre kleine Hand in die ausgestreckte große Rechte des langen Mannes, der mit forschendem Blick auf sie zutrat.

Jürgens hielt die Hand fest.

„Meine liebe Frau Pastorin," sagte er, „seien Sie bei uns recht herzlich willkommen. Nicht nur in diesem Hause, denn das versteht sich von selbst, sondern auch in unsrer Gegend und vor allen Dingen in Ihrem neuen Stande. Gott segne Sie! Ich empfinde jedesmal aufrichtige Freude, wenn ein neues Eheband zwischen zwei Menschen geknüpft wird, denn ich habe Grund zu glauben, daß es kein größeres Glück für den Menschen gibt, als die Liebe zwischen Mann und Weib."

Er schwieg einen Augenblick und sah mit sonderbaren, weitreichenden Blicken an der jungen Frau vorüber. Es war, als ob die Wände des Zimmers nicht für ihn vorhanden wären.

Dann fuhr er fort: „Ihre Züge erinnern mich an jemand, den ich sehr lieb gehabt habe, und dessen Ebenbild ich Ihnen zeigen möchte. Annemarie, wo ist Inge? Ich habe sie seit dem Mittagessen nicht mehr gesehen."

Aber Annemarie hatte sich ebenfalls unsichtbar gemacht, und Pastor Eckhardt sagte: „Deine Ingeborg" — er gebrauchte niemals Abkürzungen, wie Lieselotte jetzt zu ihrem Trost bemerkte — „deine Ingeborg steckt im Garten; sie hat uns schon von weitem entdeckt, und mein Hans ist natürlich infolgedessen auch dort. Da kannst du lange rufen, Jürgens, und ich rate dir, deine Lunge zu schonen."

Das klang dem engbrüstigen Manne gegenüber etwas rücksichtslos, aber Ewald Jürgens lächelte nur und sagte, zu Lieselotte gewandt: „Ihr Mann behauptet nämlich, daß ich es auf der Brust habe, und darin mag wohl ein Körnchen Wahrheit liegen. Wenn ich es nur aushalte, bis meine Inge versorgt ist, dann will ich mich nicht darum grämen. Ja, die Kinder, liebe Frau Eckhardt, das ist unsre

Freude und unsre Sorge. Ihnen hat der liebe Gott gleich ein halbfertiges ans Herz gelegt, und ich glaube nicht, daß die Sorgen damit geringer werden. — Wie schickt sich dein Junge, lieber Eckhardt?"

„Es ist noch vieles an ihm zu erziehen," entgegnete der Gefragte mit einem Seitenblick auf seine Frau — —

Indessen regte sich eine zarte Kinderhand, um unbewußt an dieser Erziehung mitzuwirken.

Hans Eckhardt und Ingeborg Jürgens hockten, dicht aneinander gedrängt, in einer Jasminlaube, die am äußersten Ende des Pfarrgartens lag und nur erreicht werden konnte, wenn man durch dichtes, verworrenes Gebüsch brach. Annemaries Säuberungssinn erstreckte sich nicht auf den Garten, sie war nach Pastor Eckhardts Ausspruch nur ein Wassernix, aber keine Baumnymphe.

Neben der Laube floß jenseits des Zaunes zäh und schwarz ein schlammiger Graben. Er sandte seinen Duft in die warme Sommerluft, aber die beiden Marschkinder achteten nicht dar-

auf; sie blickten über die saftig-grünen Fennen und lauschten in der tiefen Stille dem Grasen der Kühe.

Die zwölfjährige Inge hatte dunkle Haare und ein gebräuntes Gesicht; kein Zug in demselben erinnerte an den friesischen Stamm, aber sie war schön und von anmutiger, schlanker Gestalt.

„Ich sah euch von ferne," sagte sie. „Warum bist du nicht auf Schimmel hergeritten? Ich mag es leiden, wenn du ihn springen läßt."

Hans schüttelte den Kopf.

„Gestern setzte ich mich auf ihn, und er bockte. Weißt du, so hinten aus! Und da hat sie geschrieen!"

„Wer? deine Mutter?"

„Nun ja; aber warum sagst du Mutter? Sie ist es doch nicht."

„Sie muß doch einen Namen haben, Hans. Hast du sie lieb?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Sieh mal, ich zum Beispiel würde sie nun lieb haben."

„Warum, Inge?"

„Weil sie geschrieen hat. Natürlich, ich schreie nicht, wenn Schimmel mit dir bockt, denn ich weiß, daß du nicht herunterfällst. Aber deine Mutter kann das nicht wissen, sie kennt weder dich noch Schimmel."

„Nein, sie ist aus der Stadt. Und sie kennt auch weder Ali noch Heinrich. Sie sagt, Ali wäre ein ruppiges Vieh, von dem ich mich nicht lecken lassen soll, und Heinrich ist ihr zu kalberig."

„Das wird sich geben," tröstete Inge. Und dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Ich würde deine Mutter doch lieb haben, wenn sie meine Mutter wäre; ich habe ihr Gesicht ganz genau gesehen, sie ist hübsch. Alle hübschen Menschen sind gut."

„Ja, sie ist hübsch," bestätigte der Knabe langsam, „aber," fügte er lebhafter hinzu, „sie ist lange nicht so hübsch wie du, Inge."

„Ach, geh doch!"

Sie stand auf und beugte sich über den Zaun. „Sieh mal, Hans, hier wäre ich gestern

beinahe in den Graben gefallen; da hätte Tante Annemarie was zu waschen gekriegt!"

„Wie kam das, Inge?"

„Du sprangst doch neulich mal hinüber, und ich wollte es dir nachmachen."

„Das ist nichts für Mädchen," sagte er ernsthaft. „Wenn ich groß bin und dich geheiratet habe, dann werde ich es dir verbieten."

Da lachte Inge hell auf. „O du dummer Hans, dann trägt man ja lange Kleider. Aber mit dem Verbieten geht das nicht so flink. Wenn deine Mutter nun mal springen wollte, glaubst du, daß dein Vater es ihr verbieten könnte?"

Hans Eckhardt blickte tiefsinnig vor sich nieder und grübelte. Endlich entgegnete er bedächtig: „Ich weiß nicht, Inge; aber wenn sie mal auf Schimmel reiten möchte — so wie in England, mein' ich — dann steh ich ihr bei, und Heinrich wird ihr auch beistehen, wenn er auch man was kalberig ist. Und nun komm, wir wollen an den Deich gehen." —

Drinnen wurde indessen der Kaffee aufgesetzt.

„Sie haben zu Hause gewiß viel besseren, Frau Pastorin Eckhardt," sagte Annemarie in ihrer zarten Weise, „aber Moorbüll ist ja auch die fettste Stelle in der ganzen Marsch, und auf Horsebye hat man kaum das Leben. Jürgens könnte es längst besser haben, wenn er nicht so unmenschlich bescheiden wäre. Ich glaube, er ist rein mit seinen Bauern verheiratet, sonst kann ich es nicht begreifen, denn im Konsistorium wissen sie doch auch, daß mehr an ihm ist, als an vielen von den Pastoren in der Umgegend. Damit sind Sie nicht gemeint, Pastor Eckhardt, denn Sie werden ja wohl nächstens Probst, und wenn Sie wirklich nach Tondern kommen, dann kann Jürgens sich nach Moorbüll melden."

Das war Annemaries Lieblingsthema, und die Männer wußten darum, aber Eckhardt schien es unangenehm zu empfinden, daß in seiner Frau Gegenwart darüber verhandelt wurde.

Er erwiderte daher nur: „Ich glaube, Jürgens, du sehnst dich nicht nach meinen reichen Marschbauern, in deiner armen Gemeinde

ist mit den Leuten besser fertig werden. Wie steht es jetzt bei dir mit dem Kirchenbesuch?"

„Ich kann zufrieden sein," sagte Jürgens ruhig. „Allzuviel darf man von den Leuten nicht verlangen, sie müssen hart arbeiten und sind Sonntags bisweilen müde. Es kommt auch hier und da vor, daß so'n Alter im Gottesdienst einnickt; aber es ist kein böser Wille. Du mit deinem Feuerkopf würdest freilich dazwischen fahren, Eckhardt."

„Ja, ich fahre dazwischen!" rief Eckhardt und setzte seine Tasse hastig hin. „Gottes Wort ist keine Schlafmütze, die man über die Ohren zieht, aber du bist ein gutes Lamm, Jürgens."

„Man wird stille mit der Zeit, lieber Freund, und ich habe auch nicht deine Löwenstimme; aber Eckhardt, donnerst du nicht auch bisweilen die Leute zur Kirche hinaus?"

„Möglich; Christus reinigte auch den Tempel. Aber in meiner Gemeinde sitzt ein böser Geist — nicht in den Leuten, aber unter ihnen. Das ist mein Pfahl im Fleische."

„Du meinst den Krämer Christian Petersen?"

„Ja; er ist ein Federfuchser, ein Linksanwalt, ein Denunziant. Ich kann thun und lassen, was ich will, er berichtet alles an das Konsistorium. Ich wollte seinen Jungen nicht vor der Zeit konfirmieren, und er beschwerte sich. Der Bengel sitzt in der Küsterschule obenan, er ist reif, aber das Gesetz ist dagegen. So geht es in allem. Neulich ließ ich das Staket vom Friedhof neu anstreichen; und der Esel von Maler nahm rote Farbe dazu. Du lieber Himmel, ich kann das Zeug doch nicht wieder abkratzen, aber Krischan Petersen zeigte mich an, ich wäre ein Demokrat. Ich, Daniel Eckhardt, ein Roter! Ist es nicht um toll zu werden?"

Lieselotte legte sich ins Mittel.

„Lieber Daniel," sagte sie, „die Sonne scheint so schön, und Fräulein Jürgens meint, wir hätten jetzt Flut. Ich möchte das Meer gern sehen."

Das gab den Aufbruch.

Annemarie hatte aber noch ein Anliegen.

„Pastor Eckhardt," sagte sie, „die Moorbüller haben immer so schöne Schweine, und

neulich meinte einer, Sie hätten ihnen die Zucht beigebracht. Unser Ferkel will gar nicht recht fressen, wollen Sie sich das Tierchen nicht mal ansehen?"

Eckhardt nickte lächelnd, und Lieselotte blieb mit Jürgens allein zurück.

„Sie kommen aus der Stadt, liebe Frau Pastorin," sagte Jürgens entschuldigend, „und die kleinen Sorgen des Landlebens sind Ihnen noch fremd. In Ihren Jahren denkt man auch noch an andre Dinge, da hängt der Himmel voll Geigen."

„Ich bin nicht mehr so jung, wie Sie vielleicht glauben, Herr Pastor."

„Ach," entgegnete er, „die Jahre machen es nicht. Aber ich sehe in Ihren Augen ein helles Leuchten, und es sagt mir, daß Sie noch lachen mögen. Bewahren Sie sich das, liebe Frau Eckhardt, man verlernt es nur zu leicht."

„In der Marsch?" fragte sie zaghaft. „Oder etwa in meiner neuen Stellung?"

„O nein, gewiß nicht; das Lachen der Friesen klingt oft wohl etwas rauh, aber es

kommt aus echten, goldtreuen Herzen. Und eine junge Frau Pastorin darf erst recht fröhlich sein, sie ist die Gehilfin ihres Mannes, und predigen allein thut's nicht. Aber dennoch verlernt man das Lachen so leicht."

Er schwieg einen Augenblick und blickte unschlüssig vor sich nieder. Dann fuhr er noch immer zögernd fort: „Sie wissen vielleicht, daß ich seit vielen Jahren Witwer bin?"

„Wohl ungefähr so lange, als mein Mann es war?"

„Ja; aber es ist doch ein Unterschied dabei. Als Ihre Vorgängerin — nein, so will ich es nicht ausdrücken — als Eckhardts erste Frau starb, da war er noch jung genug, um an eine zweite Ehe zu denken. Er hat sich ja Zeit dazu genommen, aber das liegt in der Natur der Sache, man wählt eben sorgfältiger. Und heute ist er noch jünger, als ich es bei dem Tode meiner Annie war. Ich denke nicht mehr an das Wählen —"

Abermals schwieg er, und seine Augen

nahmen wieder jenen seltsamen Ausdruck an, der durch Raum und Zeit hinwegsah.

„Sie wollten von Ihrer Frau erzählen," sagte Lieselotte mit echt weiblichem Instinkt.

„Ach ja, das möchte ich so gern! Mit Männern kann man nicht darüber reden, die meisten stehen mitten im Leben und vermögen nicht zu begreifen, daß es so unendlich schwer ist, gewisse Dinge zu vergessen. Meine Wege gehen in dieser Einsamkeit mehr abseits, und eine Frau ist leichter geneigt, denselben zu folgen. Darf ich Ihnen das Pfarrhaus zeigen, Frau Eckhardt?"

„Gewiß," erwiderte Lieselotte etwas erstaunt über dies plötzliche Abspringen vom Gespräch, „nur glaubte ich die Hauptsache schon gesehen zu haben, es ist nicht groß —"

„Nein," sagte Jürgens lächelnd, „es ist im Gegenteil so klein, daß ich kaum ein Recht besaß, daraufhin zu heiraten. Sie sollen auch nur einen einzigen Raum sehen."

Er nahm einen verrosteten Schlüssel vom Nagel und ging voraus quer über den Flur.

Dort horchte er an einer Thür, als ob er sich überzeugen wollte, daß kein Laut drinnen wach sei, schloß langsam und leise auf und ließ Lieselotte eintreten.

In dem Raume herrschte tiefe Dämmerung, nur ein schmaler Sonnenstreif fiel durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden.

Jürgens öffnete einen derselben und sagte erläuternd: „Dies ist das Zimmer meiner verstorbenen Frau; es kommt sonst niemand hinein, aber Sie sollen es sehen. Es ist alles unverändert geblieben, nur Staub ist hinzugekommen, denn hier hört auch das Reich meiner Schwester auf.“

Es war ein schlichtes Zimmer mit veralteten Möbeln und gelben, zundermürben Gardinen. Auf dem Tische lagen einige Bücher neben einer unvollendeten Häkelarbeit.

Lieselotte blickte sich um, und sie fühlte, daß ihre Augen feucht wurden.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen der Tod schon nahe getreten ist,“ fuhr Jürgens fort, „aber jedenfalls brauchen Sie kein Grausen zu em-

pfinden. Meine Annie ist nicht hier gestorben, sie hat nur hier gelebt. Und mitten aus dem Leben ist sie hinweggenommen worden. Dort jene Arbeit legte sie aus der Hand und klagte über Kopfschmerz; dann ging sie hinüber in unser Schlafzimmer und hat dasselbe erst verlassen, als die Leichenträger sie hinaustrugen."

Ewald Jürgens hatte sich abgewandt, während er diese schlichte Erzählung wiedergab, und nun trat er an die Wand, wo ein Rahmen hing, der in Stickerei die Worte der heiligen Schrift einschloß: „Ich will euch tragen bis in das Alter."

„Das war unser Trautext," sagte er. „Ich hatte gehofft, daß er zur Wahrheit werden sollte, aber Gott hat es anders beschlossen. Nun tritt das Alter an mich allein heran, aber ich werde *sie* nie, nie vergessen."

„Wie sah sie aus?" fragte Lieselotte leise.

„Sie hatte Ähnlichkeit mit Ihnen, liebe Frau Eckhardt; aber ihre Haare waren viel dunkler, denn sie stammte aus Süddeutschland. Und sie hatte ebenso fröhliche Augen. Nein,

Sie sollen nicht weinen, dann verwischt sich die Ähnlichkeit. Übrigens ist meine Inge der Mutter wie aus den Augen geschnitten, das ist das einzige Bild, welches ich von der Toten besitze. Ein liebes Bild, nicht wahr? Ich möchte gern, daß Sie dem Mädchen näher treten. Meine Schwester, so gut sie ist, versteht es nicht recht, in jungen Seelen zu lesen. Und niemand kann wissen, wie lange Zeit mir selbst vergönnt ist, bei meinem Kinde zu bleiben."

Er schloß wieder den Laden, und als Lieselotte draußen war, auch die Thür ebenso leise, wie er vorhin beides geöffnet hatte.

Die Hausthür stand jetzt ebenfalls offen, und ein voller Strom leuchtender Sonnenstrahlen überflutete die beiden Menschen, deren Herzen in den letzten Minuten einander näher getreten waren.

Lieselotte reichte dem Pastor die Hand und sah ihm in die guten, treuen Augen; dieselben hatten ihren stillen Glanz nicht eingebüßt, es war keine Thräne aus ihnen geflossen, aber in ihrer Tiefe lag ein fast überirdischer Ausdruck,

der die junge Frau mit einer seltsamen Sorge erfüllte.

Eckhardt und Annemarie waren schon draußen im Garten und warteten. Ersterer sagte mit seiner tiefen Stimme einige Worte, und Annemarie erwiderte darauf: „Sehen Sie, Pastor Eckhardt, das finde ich nun gar nicht schön von Jürgens, daß er immer in den alten Geschichten herumkalmüsert und nun sogar Ihre liebe Frau in das muffige Zimmer führt. Glauben Sie, daß man damit den Toten einen Gefallen thut?"

„Es ist oft schwer, die Toten zu vergessen," entgegnete Eckhardt nachdenklich. Da trat Lieselotte vor die Hausthür, und der Pastor brach ab.

Die kleine Gesellschaft war etwas schweigsam auf dem kurzen Wege zum Deich. Man konnte diese Stille der Erwartung und Spannung zuschreiben, denn die junge Frau hatte noch niemals das Meer gesehen, und man vernahm schon sein geheimnisvolles Rauschen hinter dem mächtigen Erddamm. Aber Jürgens schien andre Gedanken zu hegen.

Er ging neben Lieselotte und blickte von Zeit zu Zeit seine Gefährtin verstohlen an; es schwebte offenbar ein Wort auf seinen Lippen, und er konnte nicht den rechten Ausdruck finden.

Endlich sagte er: „Sie werden in den nächsten Minuten einen Anblick genießen, liebe Frau Eckhardt, dessen Gesamteindruck mich immer lebhaft an gewisse Menschennaturen erinnert, zu denen auch mein Freund Daniel rechnet. Wissen Sie, wie die Nordsee ist?"

„Setzen Sie lieber meinen Mann an ihre Stelle."

Er nickte lächelnd und sprach noch leiser: „Tief angelegt, stets bewegt, oft von Wolken überschattet, bisweilen stürmisch. Und soll ich Ihnen sagen, was das Beste an solchen Naturen ist? Sie stehen mitten im Leben und schauen nicht rückwärts."

Lieselotte verstand ihn. Sie fühlte, daß er auf zarte Weise in dem Herzen der zweiten Frau den Eindruck jener Worte von der Erinnerung an die Toten verwischen wollte, und sah ihm dankbar in das Gesicht.

„Sie sind ein guter Mensch," sagte sie dann leise, „aber Sie hätten nicht zum zweitenmale heiraten dürfen —"

Da standen sie an dem Kamm des Deiches und sahen auf das heranbrausende Meer.

Auch die drei Menschen, denen dieser Anblick nichts Neues bot, schwiegen und ließen die gewaltige Majestät der Natur auf sich einwirken; Lieselotte aber trat neben ihren Mann und legte leise den Arm um seine Schulter.

„Gefällt dir das, meine kleine Frau?" fragte er freundlich, und sie entgegnete: „O Daniel, da darf man nicht von ‚gefallen' reden; ich bin in diesem Augenblick glücklich, daß meine neue Heimat so überwältigend schön ist."

Eckhardt nickte zufrieden, aber er war kein Freund anhaltender Gefühlsäußerungen. Er wandte sich daher an Annemarie und sagte scherzend: „Nicht wahr, das ist mal viel Wasser beisammen? Wenn Sie damit rein machen könnten!"

„Gott bewahre uns," entgegnete sie schaudernd, „da müßten wir ja alle ertrinken."

„Kommen niemals Deichbrüche vor?“ fragte Lieselotte.

„Sie können vorkommen,“ entgegnete Jürgens. „Aber diese Erdwälle sind fest, draußen auf den Halligen haben die Leute es nicht so gut; ich weiß das, denn ich war dort als junger Geistlicher mehrere Jahre. Bei einer Sturmflut ging das Wasser über unsre Werften in die Häuser, und wenn der Wind nicht umgesprungen wäre —“

„O — die Kinder! Die Kinder!“ schrie Lieselotte plötzlich.

Hans und Inge waren voraus an den Strand gelaufen und hatten Muscheln gesucht. Dann waren sie auf eine der lang und schmal ins Meer hinaus gebauten Lahnungen gegangen und betrachteten aus nächster Nähe das Herankommen des Wassers.

Einzelne fürwitzige Wellen rannen hinter ihnen zusammen, so daß sie wenige Schritte vom Lande entfernt gleichsam auf einer kleinen Insel standen. Es war vollkommen ungefährlich und konnte höchstens nasse Füße eintragen,

aber die junge Frau erschrak ernstlich. Sie hob die Hände und lief an den Strand. Hans sah es und lachte übermütig.

„Pfui, Hans," sagte Inge verweisend, „deine Mutter ängstigt sich. Komm, du hast Stiefel an —"

„Ja," entgegnete er lustig, „wir wollen Hänsel und Gretel spielen."

Dann hob er das schlanke Mädchen auf seine kräftigen Arme und ging patsch, patsch durch das Wasser. Er setzte seine Bürde erst vor Lieselottes Füßen ab und meinte: „Da, Mutter, das ist meine liebe Inge. Ich habe es gerade gemacht wie Ali, wenn er die Enten aus der Wasserkuhle holt."

Lieselotte sah dem hübschen Mädchen in die Augen und küßte es herzhaft auf den roten Mund.

„Du bist ja eine kleine wilde Hummel," sagte sie, „aber ich war närrisch, daß ich geschrieen habe. Nicht wahr, Hans, mein Junge, wenn du ein paar Jahre älter bist, dann kannst du mich auch so tragen?"

Der Knabe wurde rot und duldete, daß sie ihm die Backen streichelte. Es hatte sogar den Anschein, als ob er sich leicht an die junge Frau schmiegen wollte, dann aber warf er einen Blick auf seinen Vater und trat beiseite.

„Hast du nasse Füße?“ fragte Eckhardt kurz.

„Nein, Vater.“

„Gut; aber laß künftig solche Dummheiten. Das Meer versteht keinen Spaß.“

Die Sonne war nach dem Horizont niedergegangen, und es schauerte ein kühler Abendwind herauf. Annemarie begann von ihrer roten Grütze zu reden, und man kehrte in die Pfarre zurück.

Hans ging langsam mit Inge hinterdrein und maulte.

„Die See versteht wohl Spaß,“ sagte er, „aber Vater thut es nicht. Mutter hat doch auch schließlich gelacht.“

„Ich habe deine Mutter lieb,“ entgegnete Inge, und Hans erwiderte: „Ja, sie hat dich geküßt und dich eine wilde Hummel genannt. Das mag ich von ihr leiden.“

„Siehst du wohl," bemerkte Inge darauf altklug, „die bösen Stiefmütter kommen nur im Märchen vor!" — —

Währenddessen tanzten in Abwesenheit der Katze im Moorbüller Pfarrhaus die Mäuse auf Tisch und Bänken.

Kontrolleur Koch hatte sich den Schimmel, der ihm stets zur Verfügung stand, gesattelt und war über Land geritten; er konnte die alten Erinnerungen an sein Soldatenleben nicht aus den steifen Knochen los werden und mußte sie von Zeit zu Zeit auffrischen.

Mine kochte sich inzwischen einen extra guten Kaffee, denn das war ihr Leibgetränk, und sie hatte in den Tagen der Alleinherrschaft des Guten reichlich genossen, so daß ihr breites Gesicht blühte wie eine Päonie, und der Bader ihr alljährlich Schröpfköpfe setzen mußte. Heinrich aber roch den guten Duft von weitem und kam auf leisen Sohlen in die Küche gewandelt.

Er hatte einen kleinen Umweg durch Eckhardts Stube gemacht und den Tabakskasten um eine Pfeife voll erleichtert. „Wenn man nicht mehr

nimmt, dann ist es keine Sünde," sagte er entschuldigend; „neulich war ich auch über dem Kontrolleur seinen, aber davon kriegt man das Switzen und wird ganz popelundisch im Kopf."

„Popelundisch" war sein Lieblingswort; er hatte es sich zusammengedrechselt und bezeichnete damit einen unsagbaren Zustand.

Nun saßen die beiden einträchtig auf dem Herde und buchstäblich in der Asche, aber ihre Sünden bereuten sie deshalb noch lange nicht. „Mine," sagte Heinrich nach einer kleinen nachdenklichen Pause, „weißt du, was ich über dem Pastor seiner neuen Frau in den Kopf gekriegt habe?"

„Mag was Schönes sein," entgegnete Mine.

„Nein, was Schönes ist es nicht, aber es wird Zeit dazu. Ich habe das Freien in den Kopf gekriegt."

„Na, das ist doch was Schönes?"

„Wie man es nimmt, sagte der Bauer, da steckte er das brennende Ende von der Cigarre ins Maul. Ich hab' mir's überlegt, Mine, so eine wie unsre Frau Pastorin krieg ich doch

nicht, dazu bin ich nicht mehr gesmeidig genug. Aber man kann ja auch ein Flag tiefer steigen. Sieh mich mal an, Mine, ich habe noch keine griesen Hoore, und du bist doch auch schon aus dem Sneider."

„Du bist ein Stjamp,"*) sagte Mine und setzte ihre Kaffeekumme an den Mund.

„Ich habe nämlich so die Notion," fuhr jener fort, „daß es mit dem Presterknechtspielen bald Matthäi am letzten ist. Unsre Frau versteht nix von der Landwirtschaft, sie hat neulich ein Bullenkalb vor ein weibliches Wesen estimiert. Und das ist sehr slimm für eine Frau Pastorin, denn der Herr hockt in der Studierstube und lernt aufs Predigen. Das kann er höllisch, aber sonst kann er nix. Er kann nicht mal mit seiner jungen Frau auf dem Sofa sitzen und schummern. Und weil sie doch das Regiment hat und sich keine unnatürlichen Blößen geben will, so wird sie das Viehzeug abschaffen, und dann sitze ich auf dem Proppen."

---

*) „Stjamp" ist ein friesischer Ausdruck für „Narr".

„Und darauf willst du heiraten?“

„Du wirst nämlich auch bald auf dem Proppen sitzen, Mine. Du bist unsrer Frau zu allmächtig, du hast so was Majestätisches in deinem Wesen, und sie kriegt dich nicht unter. Ich würde dich aberst schon unterkriegen.“

„Ja, sie hat mich in der unrechten Kehle,“ entgegnete Mine giftig, ohne auf die letzte Bemerkung näher einzugehen. „Sie will alles besser wissen, und wenn ich sage, ‚unser Herr ist es so und so gewohnt‘, dann sieht sie mich so politsch an, als wenn sie meinte, ‚unser Herr, das wäre eigentlich ich‘. Sie ist ein dreimal gesiebter Racker, und mit der Heirat nimmt es kein gutes Ende, wenn der alte Kontrolleur auch noch soviel zwischen den beiden herumkalmüsert.“

„Da kommt er!“ rief Heinrich plötzlich, steckte die Pfeife beiseite, nahm seine Pantoffeln in die Hand und galoppierte strümpflings in den Stall. Mine sah ihm nach.

„Dich wollte ich schon unterkriegen,“ sagte sie halblaut, „aber überlegen könnte man sich die Sache doch.“

Koch hatte seinen Spazierritt beendigt, aber er war nicht befriedigt heimgekehrt. Schimmels Rücken schienen mit den Jahren zuzunehmen und begannen dem Alten unbequem zu werden. Es wäre ja eher der Himmel eingefallen, als daß er sich aus dem Sattel oder auch nur aus dem Sitz hätte bringen lassen; aber den Gaul so zwischen die Schenkel nehmen, daß ihm die Rippen krachten, das war vorbei.

Der Kontrolleur nahm sein Abendbrot hastig und verstimmt ein, er fühlte sich plötzlich vereinsamt und alt. Dann stieg er nach seiner Dachstube empor, zündete die lange Pfeife an und setzte sich an das offene Fenster. Und plötzlich wußte er, warum jene Stimmung vorhin über ihn gekommen war, denn eine ehrliche Pfeife Tabak macht des Mannes Kopf klar und keineswegs „popelundisch“.

Es war die junge Frau, deren Gegenwart dem Alten bereits nach wenigen Tagen lieb geworden, deren Abwesenheit ihn grämlich und unbehaglich stimmte.

So allgewaltig ist der Einfluß des Weibes auf den Mann.

Koch war niemals verheiratet gewesen, und das rauhe Leben, das er sowohl als Soldat wie als Grenzbeamter zu führen sich gezwungen sah, hätte vielleicht manchen andern schroff und unzugänglich gegen das weibliche Geschlecht gestimmt. Bei Onkel Koch aber war das nicht der Fall.

Vielleicht schwebte über seinem weißen Haupte noch die Erinnerung aus jungen Tagen, in denen auch seine Hand, wie wohl die Hand eines jeden unter uns, einmal ein liebes Haupt berührt und dann vergeblich nach einem zerflatternden Traumbild gegriffen hatte. Vielleicht rief die tiefe Einsamkeit des verwaisten Pfarrhauses, in dessen Mauern er seine Tage beschloß, das lebhafte Bedürfnis nach weiblicher Nähe wach; jedenfalls war es mehr als soldatische Galanterie gewesen, daß der alte Herr seine schönsten Rosenstöcke beraubte, um die neue Herrin würdig zu begrüßen. Und nun war sie da. — Kontrolleur Koch blickte sich in seiner

Stube um und schüttelte den Kopf. Es war kein neues Stück Möbel hinzugekommen, es hatte kein Gegenstand so eigentlich seinen Platz verändert. Und doch war alles anders geworden.

Man spürte es förmlich, daß nicht mehr Mines Hände in die kleinen Eigentümlichkeiten des Bewohners plump hineingriffen, um nach „Schema F“ „Ordnung“ herzustellen — man sah überall eine leise, liebe Hand, die von Sinnen und Denken geleitet ward. Dabei eine hübsche, noch jugendliche Hand, die den Speisen ihre Würze und dem Schlummerkissen einen Traum verlieh.

Es begaben sich noch jetzt Dinge, wie sie früher vorgekommen waren, es hatte sich sogar gestern ein langes blondes Haar beim Mittagessen eingefunden, wo dergleichen doch entschieden nicht hingehört. Aber nahm sich dieser seidenweiche luftige Schalk nicht ganz anders aus, als wenn es eine von Mines roten Borsten gewesen wäre, und mußte darum Daniel Eckhardt das corpus delicti mit einem leise mißbilligenden Blick unter den Tisch werfen?

Er wird doch diese blonden weichen Haare zu Zeiten auch küssen? Oder wird er es nicht thun, wird er achtlos die Zeit verrinnen lassen, bis eines Morgens früh die ersten Silberfäden des Lebens Herbst verkünden?

Der sinnende Mann lehnte seine kalt gewordene Pfeife in die Ecke und sah mit jenen stillen Augen, die dem Alter eigen sind, durch das Fenster in den Garten.

Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung hüllte langsam alle Gegenstände in ihren grauen Schleier. Keine Schwüle, sondern eine linde, weiche Luft ruhte auf der Erde; der Hochsommer war zu Ende.

Und drüben von der großen Kastanie löste sich in diesem Augenblick ein leicht gefärbtes Blatt und schwebte langsam, wie zögernd nieder. Man kann sich damit trösten, daß die Kastanie zuerst unter allen Bäumen grünt, und daß sie somit nach dem Gesetze der Natur auch zuerst welken muß — aber du, Daniel Eckhardt, hast auch in jungen Jahren dein erstes Weib genommen; wirst du sein wie jener Baum? —

Inzwischen ging das Ehepaar durch den stillen Abend heim. Die beiden redeten naturgemäß von dem Manne, dessen schlichte Persönlichkeit die junge Frau so mächtig angezogen hatte, daß sie es nicht verschweigen konnte.

„Ja," sagte Eckhardt mit einem warmen Klang in der Stimme, „er ist ein guter Mann. Ich weiß keine passendere Bezeichnung für seinen Charakter zu finden, dieselbe besagt alles. Und sie soll keinen Tadel, keine Beimischung eines leisen mitleidigen Spottes enthalten. Aber dennoch wünschte ich ihn bisweilen etwas anders. Nicht um meinetwillen, Elisabeth, denn unsre Naturen ergänzen einander in durchaus harmonischer Weise; auch nicht um seiner selbst willen, denn er fühlt sich ja glücklich. Aber die Gemeinde paßt nicht zu ihm, oder er paßt nicht zu der Gemeinde. Diese trotzigen und selbständigen Friesen, die schlimmen Leidenschaften wie großen Empfindungen gleich zugänglich sind, sie brauchen eine starke Hand zu ihrer Leitung. Er sagt, ich donnere zu viel; ich wollte, er thäte es mehr.

Seine Gemeinde gleicht einem stillen, unbewegten Wasser — das sieht ja gut und friedlich aus, aber in der Tiefe sammelt sich Schlamm. Wirf einen Stein hinein, und es quellen schwarze, undurchsichtige Blasen auf. Das ist mir ein Greuel."

„Ich glaube doch, daß er sehr mit und unter den Leuten lebt," warf Lieselotte ein, und Eckhardt entgegnete: „Ja, das thut er vielleicht mehr als ich, wie ein rechter Patriarch. Aber unsre Zeit ist nicht mehr patriarchalisch, es beginnt überall zu wühlen. Auch in diesem stillen Weltwinkel, politisch, religiös und social. Ich will nicht sagen, daß Predigen alles thut, aber die klare, bestimmte, wenn es sein muß, auch die strafende Verkündigung des Evangeliums an heiliger Stätte, das ist und bleibt die Hauptsache für einen Geistlichen. Ich bin ein streitbarer Mann, Elisabeth, darüber darf zwischen uns kein Zweifel bestehen, und ich bin aller Sentimentalität abhold. Aber es ist so recht und notwendig, und ich bestehe auf meinem Schein!"

Daniel Eckhardt stieß seinen derben Eichenstock fest auf die Erde und machte lange Schritte, so daß Lieselotte einen kleinen Trab anschlagen mußte, um mitzukommen.

Als sie sich dann am Arme ihres Mannes verankert hatte, warf sie einen schnellen Blick um sich; aber Hans war nicht in der Nähe, sondern schlenderte voraus. Und dann sagte sie: „Ich glaube, lieber Daniel, daß du dich in einem Punkte irrst — Jürgens ist nicht glücklich. Er kann seine erste Frau — nein, ich meine natürlich seine Frau — nicht vergessen. Und bei der unendlichen Liebe, mit der er an ihr gehangen zu haben scheint, ist das wohl am Ende begreiflich. Meinst du nicht auch?"

O Lieselotte, du bist eine Katze! Du schleichst dich um den Kernpunkt der Sache wie um den heißen Brei, und mit angehaltenem Atem, mit klopfendem Herzen erwartest du eine Antwort, die dich über die tiefinnerste Sorge deines Lebens hinwegheben soll. Vielleicht willst du nicht einmal eine Antwort, sondern nur einen

Blick, eine Bewegung, einen Druck der Hand. Irgend etwas von den Dingen, an denen die Liebe so reich ist.

Und Pastor Eckhardt ahnte vielleicht kaum die Bedeutung dieser einen Sekunde. Die Gedanken waren mit seinen eilenden Füßen schon weiter gewandert, er hatte nur halb auf das hingehört, was seine Frau sprach, und er entgegnete daher zerstreut: „Ich weiß es nicht, Kind — das ist ja möglich — —"

So gingen sie schweigend nebeneinander her. Die Luft war verschleiert, und es wollte kein Mondschein durchdringen; das Licht war wohl da, aber es rang mit der Finsternis.

Und der Fuchs begann zu brauen, wie man in der Marsch sagt; ein grauer Nebel legte sich auf die Erde, und die Füße der Wanderer schienen im Wasser zu schreiten.

Man sah es nicht an sich selbst, sondern nur an den entfernteren Gegenständen, und Lieselotte rief Hans an ihre Seite. Sie dachte an das Meer und sah ihn wieder zwischen den grauen tückischen Wellen stehen; es war ihr ein

Trost, den Knaben jetzt bei sich zu haben — gerade in diesem Augenblick, wo die Einsamkeit der Umgebung ihre Seele zu bedrücken begann. — — —

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, schlief sie schwer und unruhig. Der Anblick des Meeres, die kurze inhaltsreiche und verhaltene Schilderung Jürgens von der Hallig, der Aufenthalt in den Wohnräumen einer Toten und der Heimweg mit seinem Schweigen — es drängte sich alles zusammen in verworrene Bilder. Sie redete im Traum von der Liebe, die auch viele Wasser nicht auszulöschen vermögen, und Daniel Eckhardt erwachte davon und beugte sich über sie.

Nun schien der Mond hell durch die lässig geschlossenen Gardinen und warf einen schmalen Streif auf sein Gesicht. Es war ernst und ruhig, wie immer, und es trug einen grübelnden, nachdenklichen Zug um die festgeschlossenen Lippen.

Aber der Mann weckte nicht sein unruhiges Weib — —

Drittes Kapitel.

„Und er soll dein Herr sein."

Die Ernte war zum größten Teil eingebracht, und Pastor Eckhardt hatte von der Kanzel verkündet, daß am nächsten Sonntage Dankgottesdienst abgehalten werden sollte.

An denselben schloß sich nach altem Herkommen das weltliche Erntefest, zu dem der Krüger Godber Jansen und sein Ehegespons Laurette umfangreiche Vorbereitungen zu treffen pflegten.

Am Montage fand eine kleine Vorfeier für die Schulkinder statt, welche aus einer hierfür eingerichteten Kasse bewirtet wurden und hinterdrein zwei Stunden in den Räumen des Jansenschen „Trichters" — eines hölzernen Saalanbaues — tanzen durften. Am Dienstage war das Hauptfest für die Herrschaften, und

am Mittwoch machte das Gesinde den Kehr-aus. Diese Stufenfolge wurde als „Skrammel, Möbel und Pöbel“ bezeichnet und war stets unabänderlich.

Während der Hälfte der letzten Woche vernahm man im Krug beständig das Kreischen gemeuchelter Hühner und das Quieken abgestochener Ferkel, Laurette lief mit fliegenden Haubenbändern und hochrotem Gesicht einher, Godber aber stieg in die Tiefen seines Kellers und klebte einsam beim Schein einer Unschlittkerze die unglaublichsten Etiketten auf seine einzige Sorte Rotwein.

Mitten in diesem Aufstand fand Laurette doch noch Zeit, am Sonnabend Vormittag mit Lieselotte ewige Freundschaft zu schließen.

Sie kam nämlich urplötzlich in das an den Krug grenzende Pastorat herüber gerannt und trug fest in die Schürze gewickelt ein quiekendes orgelndes Ding. Dasselbe entpuppte sich als eine mäßig große Spieldose, die mit rührender Beharrlichkeit das schöne Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ herunterleierte. Zwischen

jeder Strophe that es einen Glucks, und dann ging die Melodie unentwegt weiter.

„Fru Pastorin," sagte sie keuchend, „dieses Undert ist mein Tod. Gobber hat das Ding angeschubst, und da ist es losgegangen, justement als Gendarm Matzen, das blaue Ekel, in die Schenkstube kam. Wir können es nicht dodmachen, denn der Schlüssel ist in Abstinenz gekommen, und der Racker spielt alle acht Verse. Liebe Fru Pastorin, stechen Sie es in den tiefsten Keller, und vermengelieren Sie es mit die Milchsatten, sonst kommen wir in des Dübels Küche und verlieren die Conceschon!"

Lieselotte kannte das dänische Verbot, welches über Schleswig-Holsteins Nationalhymne verhängt war, und beeilte sich, das unermüdliche Ungetüm in den Keller zu tragen. Als sie wieder herauskam, quoll es hinter ihr immer noch dumpf aus der Tiefe empor:

„Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag —"

Da fiel Laurette ihr um den Hals und sagte begeistert: „Fru Pastorin, Sie sind ein

englisches Frauenzimmer, und diese naverschaftliche Liebesaffäre werde ich Sie gedenken bis an mein lebendes Ende!" —

Bei dem Mittagsessen erzählte Lieselotte lachend die Begebenheit, und Hans klatschte in die Hände, während der alte Koch trotz seiner dänischen Reminiscenzen schmunzelte.

Eckhardt aber sagte ernst: „Elisabeth, das hättest du nicht thun sollen. Ich bin, wie du weißt, im Herzen deutsch gesinnt, aber wir stehen unter dänischer Herrschaft, und die Obrigkeit hat nun einmal das Lied verboten."

Die junge Frau stutzte, und dann wurde sie zum erstenmal unwirsch. „Willst du deine Frau vielleicht anzeigen?" fragte sie schmollend, und Eckhardt entgegnete unerschütterlich: „Du weißt, daß davon nicht die Rede sein kann, aber es steht in der Bibel, daß wir der Obrigkeit unterthan sein sollen, die Gewalt über uns hat."

Am Sonnabend nachmittag kam die ernste und strenge Gewissenhaftigkeit des Pastors noch schärfer zum Ausdruck.

Der Brotträger Hieronymus, der zugleich die Briefe vom nächsten Postort beförderte und wegen seiner Langsamkeit von Hans „Hieronymus Cunctator" — der Zauderer — genannt wurde, brachte nämlich ein Schreiben des Konsistoriums in Tondern, welches anordnete, daß diejenigen Geistlichen, die das Erntedankfest noch nicht abgehalten hätten, damit bis zum zweitfolgenden Sonntage warten möchten, da die Ernte in einigen Diöcesen noch nicht vollständig beendigt sei.

Hierauf berief Eckhardt einen Familienrat.

„Was soll ich thun?" sagte er. „Ich habe das Fest auf morgen anberaumt, aber es hat noch nicht stattgefunden, und jetzt ist es bald Abend."

„Halt es in Gottes Namen morgen ab," riet Lieselotte, „der Brief hätte eben früher eintreffen müssen, aber das Konsistorium weiß nichts von Hieronymus dem Zauderer."

Eckhardt blickte seinen Oheim an; dieser schien ihm als alter Beamter zuverlässiger.

„Ich bin ganz der Meinung deiner Frau,"

sagte Koch, „aber ich weiß, Daniel, daß du den Buchstaben besser reitest, als deinen Racker von Schimmel. Wenn du dich darauf klemmen willst, dann mußt du parieren. Schlachte für morgen einen alten Hammel und verkünde von der Kanzel die Verlegung des Festes.“

Eckhardt nickte. „Mit deinen Hämmeln bleib mir vom Leibe, Onkel, ich sitze eben die Nacht auf und mache eine neue Predigt. Im übrigen werde ich deinen Rat befolgen.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Natürlich muß dann auch das weltliche Erntefest verschoben werden; erst kommt Gott, dann kommen die Menschen.“

„Mit dem letzten Satz bin ich einverstanden,“ meinte Koch, „denn ich bin kein Heide. Aber der erste wird dich mit Gobber Jansen schön ins Gefecht bringen. Und er rühmt sich, daß er fechten könne, der Hanswurst!“

Nun legte sich Lieselotte ins Mittel. „Lieber Daniel,“ sagte sie bittend, „ich bin auch eine christliche Pfarrfrau und weiß, was sich gehört. Es ist ja sehr schlimm, daß die Sache so

kommt, aber ich meine, du verlangst da Unbilliges. Du kannst deine Feier verlegen, und du hast ja auch einen Grund dafür, aber die Wirtsleute können es nicht. Ich muß das als Hausfrau wissen. Sie haben alles hergerichtet, und es verdirbt ihnen so vieles; sie kommen ohne ihr Verschulden in Schaden, und das wirst du doch nicht wollen."

Eckhardt schien unschlüssig. Er ging auf und ab, rauchte entsetzlich und rieb sich die Stirn. „Es geht gegen mein Gewissen," erklärte er endlich. „Ihr dürft es mir glauben. Verbieten kann ich natürlich nichts, aber ich werde morgen von der Kanzel die Erwartung aussprechen, daß die Verlegung stattfindet."

„Thue das lieber auch nicht," riet Lieselotte, „du kannst es nicht durchsetzen, und es untergräbt alsdann dein Ansehen. Die Leute werden nur aufsässig."

Daniel Eckhardt blieb vor seiner Frau stehen. „O Elisabeth," sagte er, „wie bist du meinem Freunde Jürgens so ähnlich! Ebenso weichmütig und ebenso schwankend. Aber um deinet-

willen soll auch das unterbleiben. Dagegen ist es wohl selbstverständlich, daß du dich unter diesen Umständen von dem weltlichen Treiben fernhältst. Ich weiß, daß du mit Hans zum Kinderfeste gehen wolltest, und ich hätte unter andern Voraussetzungen auch nichts dagegen gehabt — nein, Elisabeth, ich bin keineswegs ein unduldsamer Haustyrann — aber nun siehst du wohl selbst ein —"

Die junge Frau ließ den Kopf hängen. „Ich hatte mich darauf gefreut, Daniel," entgegnete sie leise, „nicht etwa um meinetwillen, sondern wegen Hans, und weil auch Inge Jürgens aus Horsebye herüberkommen sollte. Aber du magst wohl recht haben, und jedenfalls muß ich dir gehorchen. Es steht ja schon in der Heiligen Schrift, daß der Mann unser Herr sein soll."

Koch hatte sich indessen leise davongemacht; er wollte die Erörterungen zwischen den Ehegatten nicht stören, und wenn vielleicht der erste Schauer kam, dann dünkte es ihn besser im Trocknen.

Auf dem Hausflur rannte er gegen Mine

an, die plötzlich anfing, mit ihrer Küchenschürze Staub zu wischen.

„Mine,“ sagte er ein wenig spöttisch, „du thust dich noch vom Leben mit deinem Arbeiten; aber den richtigen Schick bringst du doch nicht heraus, gib dir man keine Mühe.“

Sie sah ihm giftig nach und brummte etwas von „altem Ekel“ — dann ging sie in den Stall, wo Heinrich die Schweine fütterte. „Nu ist das Ende weg,“ sagte sie, „unser Herr hält morgen keine Erntepredigt, und unsre Frau soll nicht zum Tanz.“

Heinrich rührte gelassen im Futtertrog. „Unser Herr wird seine Lex' noch nicht können,“ entgegnete er, „es ist auch sehr swer, eine Erntepredigt zu machen, dadrinn muß man sich mit allen landwirtschaftlichen Wissenschaften befassen, vom Miststreuen an bis zum Hockensetzen, und davon kriegen sie auf den Universitäten nix gelernt.“

„Aber wir dürfen dann auch nicht hin,“ sagte Mine betrübt.

„Das ist mir sehr konträr, Mine. Ein

jedes Tier will sein Pläsir haben, sogar meine Sweine wollen bisweilen in einer Pfütze herümwallern. Und ich hatte einen ganz apparten Sleifer gelernt, den ich mit dir aufführen wollte. Jakob Appelboom hat ihn neulich auf der Tenne vorgemacht, daß ihm die Tüffeln um den Kopp flogen, und er sagte, so hätten die alten griechischen Gespenster im Theater gedanzt."

„Dann kannst du ihn deinen Sweinen vorwalzen," entgegnete Mine entrüstet, „ich bin noch lange nicht ein altes kriegerisches Gespenst."

Sie ging stolz erhobenen Hauptes ab, einer Erinnye nicht unähnlich, und noch an demselben Abend wußte das ganze Dorf, „daß der Prester seine Lex' nicht gelernt hätte" und daß es kein Erntefest geben sollte.

In der Stille der Nacht aber saß Daniel Eckhardt an seinem Schreibtisch. Er hatte die Heilige Schrift neben sich aufgeschlagen und suchte nach einem Text, und das Suchen wurde ihm sauer.

Er wußte, daß ihm die Worte nicht fehlen würden, wenn er auch keine Zeile niederge-

schrieben hatte, es kam in seinem Amte bisweilen vor, daß er frei sprechen mußte, wenn er es auch aus Ehrfurcht vor dem Worte Gottes nicht gern that. Diese Aussicht verwirrte seine Gedanken nicht, aber in der tiefen Einsamkeit, die ihn umgab, erschien das Bild seiner Frau.

Sie hatte sich bereits daran gewöhnt, in den Abendstunden nur flüchtig, fast wie ein Geist, hinter seinen Stuhl zu treten und mit ihrer leichten, weichen Hand über seine Haare zu streichen, um dann wieder ebenso leise zu verschwinden, bevor der ihr bekannte, halb ungeduldig fragende Blick aus seinen Augen brach. Es war nicht immer dringende Arbeit, die diesen Blick hervorrief — o nein; Daniel Eckhardt war sich bewußt, daß er ohne Pflichtverletzung manche Stunde seiner Frau widmen konnte, und er fühlte, daß nur eine langjährige Gewöhnung ihm die Einsamkeit zum Bedürfnis gemacht hatte.

Wohl auch Charakteranlage.

Seine erste Frau wollte sich's nicht gefallen

lassen; sie hatte ihm einfach das Buch aus der Hand genommen und sich selbst auf seinen Schoß gesetzt; es war niemals das demütige Wort über ihre Lippen gekommen: „und er soll dein Herr sein", aber die Liebe hatte nicht darunter gelitten.

Kam es vielleicht daher, weil sie beide jünger gewesen waren? — —

Daniel Eckhardt suchte nicht mehr nach einem Textwort; er schloß ganz sachte das Bibelbuch und rüstete sich zum Schlafengehen! Zuvor trat er noch einmal an das Fenster und sah hinaus, wie es seine Gewohnheit war in unruhigen Stimmungen der Seele; man konnte sich kaum einen tieferen Frieden denken, als diese große Stille der klaren Septembernacht, in der ein volles Mondlicht die noch immer dichtbelaubten Bäume überflutete.

„Es sieht nicht aus, als ob der Herbst schon gekommen wäre," sagte er nachdenklich, „und er steht dennoch vor der Thür. Bald wird es Sturm geben, und die Blätter sind bereit, auf die Erde niederzufallen. — Herbst — —"

In jener Nacht war sein Schlaf unruhig und Lieselotte war es, die sich über ihn beugte.

„Der Ärmste," dachte sie mitleidig, „er ist so unendlich gewissenhaft und macht sich unnötige Sorgen. Ich wollte, er wäre ein wenig — ein ganz klein wenig leichtsinnig —"

Und dann schämte sie sich ihrer weltlichen Gedanken.

Am Sonntag war die Kirche gedrängt voll. Die auswärts wohnenden Gutsbesitzer wußten nichts von den Vorgängen des gestrigen Abends und kamen in Silbergeschirr angefahren, um dem Herrgott ihre Zufriedenheit darüber zu bekunden, daß er es gemacht hatte, wie sie wollten. Wenigstens so im allgemeinen, denn eine Klausel hatte jeder.

Die Dorfinsassen kamen aus Neugier, denn sie erwarteten irgend etwas „Besonderes". —

Lieselotte blickte von ihrem Kirchenstuhl aus mit etwas schwerem Herzen über die festlich gekleidete Menge. Es war ihr, als müsse eine Enttäuschung eintreten, die doch in Gottes Haus keine sein durfte.

Und dann hob sie fast erschrocken den Kopf.

Küster Bahnsen mußte entweder nichts wissen, oder er hatte sich gegen seinen eigenen Pastor verschworen, denn er stimmte gelassen den Erntegesang an und führte ihn wacker zu Ende wie ein Mann, der sich einer gerechten That bewußt ist.

Darauf bestieg Eckhardt die Kanzel.

Er war ein wenig bleich und schwieg mehrere Sekunden, bevor er anhub; dann aber begann er mit den Worten des Alten Bundes: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte — —"

Viele Leute drehten die Köpfe und lauschten verwundert; das war doch eine richtige Erntepredigt, und es wurde auch eine, so schön obendrein, wie man sie seit Jahren in der Moorbüller Kirche nicht mehr gehört hatte.

Denn Eckhardt pflegte in strenger Textauslegung leicht über die Köpfe der Leute hinweg zu reden. Wenn aber der Bauer etwas von Gottes Segen hören soll, dann will er auch ein Wörtlein von seinem eigenen Schweiß hineingemischt haben.

Die Stimmung des Predigers war weicher als sonst, und er stieg zu seinen Pfarrkindern herab; es herrschte eine allgemeine Zufriedenheit, und Laurette sagte nach Schluß des Gottesdienstes am Ausgang der Kirche zur Müllersfrau: „Das hörte sich gerade so an, als wenn unsre neue Fru Pastorin predigen thäte, denn so was kann nur ein weiblicher Geist ersinnen. Aber das von dem hundertfältigen Segen war eine Überswänglichkeit, Gobber sagt, wir hätten auf den halben Schäpel Aussaat nur eine Tonne gekriegt, und das auch man knapp."

Im Pastorat küßte Lieselotte ihren Mann; er fuhr ihr leicht mit der Hand über das Haar und sagte lächelnd: „Ich hoffe, Elisabeth, daß dieser Kuß nicht dem Kinderfeste gilt. Übrigens habe ich jetzt nichts dagegen, wenn du hingehst — die Sache ist ja in Ordnung, und das Konsistorium wird mich hoffentlich nicht wegen Ungehorsam absetzen."

Lieselotte aber bereitete schnell noch einen süßen Nachtisch, den ihr Mann sehr liebte. — —

Es herrschte im Dorfe die allgemeine Ansicht,

daß diese Wendung zum Guten dem Einfluß der jungen Frau zugeschrieben werden müsse, und die Dankbarkeit dafür zeigte sich in verschiedenen Formen.

Jakob Appelboom kam nachmittags herübergestorcht und brachte eigenhändig die vielbesagten Schuhe, an die er fürchterliche Doppelsohlen genagelt hatte.

„Das ist ein Sonntagswerk gewesen," sagte er entschuldigend, „aber es war für Sie, Frau Pastorin, und das gilt so gut, als wenn ein Esel in den Brunnen gefallen ist. Es soll aber kein Gleichnis sein, denn wir haben in der Marsch keine Esel. Ich will auch nicht sagen, daß wir nun Herbst kriegen, und daß der Dreck kommt, aber wir haben Erntefest, und beim Tanzen kann man gutes Fußwerk gebrauchen, denn die Diele in Godbers Trichter ist man was knastig."

„Aber Appelboom," entgegnete Lieselotte, „Sie werden doch nicht denken, daß ich tanzen will? Das paßt nicht für eine christliche Pfarrfrau."

„Es gibt unterschiedliche Tänze, Frau Pastorin, heidnische und christliche. Die heidnischen wurden mehrstenteils auf Stelzen bewerkstelligt, was man auch Koturnen nannte, weil es eine swere Kunst war, und das weibliche Geschlecht war dabei untersagt. Aber wir Christenmenschen tanzen auf unserm eigenen Beinwerk, was keine Unnatur ist und keine Sünde sein kann, wenn es mit Andacht geschieht."

Damit stackerte Appelboom von dannen, als wenn er selbst auf dem Koturn ginge. — —

Auch Laurette Jansen brachte etwas unter der Küchenschürze getragen. „Es ist diesmal kein politischer Gegenstand," sagte sie, „sondern eine gebratene Aant', und Godber braucht das nicht zu wissen, wir sneiden es bei den andern schon wieder heraus. Das soll ein Vorsmack sein, Fru Pastorin, und morgen wird Ihr Platz im Trichter mit Levkojen und Austern*) verblümt, denn Sie sind eine Vorkämpferin für die gerechte Sache, gerade wie die Jungfrau

*) Laurette meinte wahrscheinlich „Astern". A. d. V.

von — nein, ich habe den Namen vergessen, aber es war etwas aus Unterfutter, und sie ist später als Hexe verbrannt worden."

Soviel Gelehrsamkeit hatte Lieselotte an einem Tage noch nie zu hören bekommen, aber sie freute sich darüber.

Gegen Abend ging sie mit Hans durch das Dorf, denn Eckhardt und Koch saßen bei ihrer gewohnten sonntäglichen Schachpartie und wenn sie so einander den Rauch in das Gesicht bliesen, dann war mit ihnen nichts anzufangen.

Lieselotte wollte die Küstersfrau Bahnsen besuchen und wählte einen Richtweg, der über des Krämers Christian Petersen Werft führte, aber Hans hielt sie am Kleide fest.

„Nicht dahin, Mutter," sagte er schüchtern, „Christian Petersen steht vor seiner Thür, und wir müssen dicht vorüber."

„Thut das was, mein Junge? Ich denke, der Weg ist für alle —"

„Freilich; aber du weißt doch, Petersen hat es mit dem Vater, und da könnte er auch gegen dich häßlich sein."

„Wir wollen es abwarten, Hans, ich habe ihm ja nichts gethan."

Der jungen Frau klopfte das Herz doch ein wenig. Der Krämer stand in dem Rufe eines trunksüchtigen und heimtückischen Menschen, und sein böser Hund Box saß neben ihm; es war so leicht, daß das Tier auf einen geheimen Wink ihr in die Kleider fuhr, und der neue Riß zwischen Pfarrhaus und Krämerhaus wäre noch schlimmer gewesen, als der im neuen Kleide.

Der Hund richtete sich auch knurrend auf, als die beiden näher kamen, aber Petersen schleuderte ihn mit einem Fußtritt zurück. Er rückte sogar an der Mütze, und Lieselotte flüsterte: „Hans, spring nur voraus, ich komme gleich nach." Dann blieb sie vor dem Krämer stehen, sah ihn mit ihren hellen Augen an und sagte: „Guten Abend, Herr Petersen. Ich hörte, daß ihre Frau unpäßlich sei. Geht es ihr wieder besser?"

Der kleine vierschrötige Mann verzog sein zusammengekniffenes Gesicht zu einer Grimasse.

„Meine Frau ist wieder auf den Beinen —

ohne geistlichen Zuspruch. Warum fragen Sie danach, Frau Pastorin? Ich bin das von drüben nicht gewohnt und mache mir auch nichts daraus."

„Das thut mir herzlich leid," entgegnete Lieselotte. „Muß es denn so sein?"

Petersen nahm seine Hand aus der Tasche und deutete nach der Pfarre.

„Er könnte meinetwegen thun und lassen, was ihm behagt, aber er will alles unterkriegen, und ich bin ihm zu pfiffig. So muß es wohl bleiben, wie es ist. Die Leute sagen, Sie hätten Macht über ihn, aber das wird nicht lange währen. Denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe: eine liegt schon unter der Erde, das zieht nach."

Er trat in das Haus zurück und ließ die junge Frau stehen.

Lieselotte ging betrübt weiter. Man hatte ihr heute Liebe erwiesen, nun kam die Kehrseite; und dennoch wollte es sie fast bedünken, als ob der Mann nicht eigentlich zu ihr unfreundlich gesprochen hätte. —

7*

Am Küsterhause wartete Hans auf sie, aber er wollte nicht mit eintreten.

„Die Küsterfrau ist eine alte Katze," meinte er unehrerbietig. „Vater hört auf alles, was sie sagt, aber ich mag sie nicht leiden."

Lieselotte verwies ihm die Rede und schickte ihn nach Haus. Sie sah ihn über den Kirchhof davon gehen und an einer Stelle stehen bleiben, wo der Grabstein seiner rechten Mutter halb vom Rasen überwuchert lag.

„Nun sehnt er sich nach ihr," dachte die junge Frau und betrat mit schwerem Herzen das Küsterhaus.

Frau Bahnsen galt bei den Leuten als eine Sibylle.

An den Beinen gelähmt, saß sie den ganzen Tag in ihrem Lehnstuhl am Fenster, übersah mit einem langen Fernrohr die Gegend und wußte alles.

Hans that ihr wohl unrecht, wenn er sie eine Katze nannte, aber es war ihre Art, auch die geringfügigen Dinge mit einer Vorsicht auszudrücken, die ihr den Ruf einer weisen

Frau eintrug, und sie war auch unzweifelhaft klug. So sah sie zum Beispiel sofort, daß Lieselotte etwas auf dem Herzen hatte, und sie legte gleich den Finger an die richtige Stelle, indem sie sagte: „Das ist schön von Ihnen, liebe Frau Pastorin, daß Sie zu einer alten einsamen Frau kommen, um ein bißchen zu plaudern. So ganz unter uns, wissen Sie, denn es dünkt mich beinahe, daß Ihr Hans lieber an eine andre Stelle gegangen ist. Aber was sehe ich, meine liebe Frau Pastorin, Thränen in Ihren jungen Augen? Was soll denn das bedeuten?"

„Es überkommt einen wohl mal so —" entgegnete Lieselotte, mühsam nach Fassung ringend; und dann gab sie plötzlich diesen fruchtlosen Versuch auf und packte den Stier an den Hörnern, wenn die stille kleine Küsterfrau diesen Vergleich ausgehalten hätte.

„Sie sollen mir etwas von der ersten Frau meines Mannes erzählen," fuhr sie mit jener rücksichtslosen Energie fort, die bei sanften Naturen bisweilen plötzlich hervorbricht, und fast

hätte sie laut hinzugesetzt: „Ich will wissen, ob die erste Ehe glücklich gewesen ist, um daraus zu schließen, ob die zweite es sein wird.“

Ihre Lippen sprachen das natürlich nicht aus, aber Frau Bahnsens kluge Augen sahen es recht wohl, und sie wiegte leise den Kopf.

„Das ist ein etwas bedenkliches Unterfangen, meine liebe Frau Pastorin, denn man kann doch nicht gut von einer Frau sprechen, ohne auch deren Ehe zu berühren. Und ich meine, einer zweiten Frau gegenüber solle dem Manne allein das Recht zustehen, von der ersten zu erzählen, was er für gut befindet.“

„Mein Mann spricht überhaupt nicht davon,“ sagte Lieselotte, und sie empfand eine gewisse Beklemmung, daß die Person ihres Mannes nun doch in das Gespräch verflochten wurde.

Frau Bahnsen lächelte. „Würde es Ihnen wirklich lieb sein, wenn der Herr Pastor viel von seiner ersten Frau redete?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Lieselotte verwirrt, „nein, ich glaube nicht, oder doch

vielleicht — man kann sich dieses Schweigen so verschieden auslegen." Die Küstersfrau schwieg auch und strich die Falten ihrer Schürze glatt. Es kam allmählich die Dämmerung geschlichen und mit ihr jene seltsame Stimmung, die uns reizt, den Schleier von verborgenen Dingen zu lüften. „Schildern Sie mir wenigstens den Charakter meiner Vorgängerin," bat Lieselotte leise. „Sie haben denselben ja gekannt, denn ich weiß, daß Daniels — daß meines Mannes erste Frau mit Ihnen befreundet war."

„Sie hat oft an der Stelle gesessen, wo Sie jetzt sitzen, liebe Frau Eckhardt. Sie kam häufig zu dieser Tageszeit, so in der Dämmerung, wissen Sie, um meinen Rat zu erbitten und gelegentlich auch meinen Trost. Oder nein, das wollte ich eigentlich nicht sagen, wenn wir Menschen auch überall im Leben Trost brauchen. Sie war jung und lebensfroh und liebebedürftig, meine gute Mally, und solche Naturen stellen bisweilen Ansprüche an das Dasein, die nicht immer erfüllt werden können."

„Also in der Dämmerung kam sie am

häufigsten," wiederholte Lieselotte, und dabei dachte sie an die Abneigung ihres Mannes gegen diese trauliche Plauderstunde und an sein ungeduldiges Verlangen nach Licht. Dann fuhr sie fort: „Ihr eigentlicher Name war Amalie, der steht ja drüben auf dem Grabstein. Mally klingt viel hübscher, wurde sie von allen ihr nahestehenden Personen so genannt?"

„Meines Wissens war ich ihre einzige Vertraute," entgegnete Frau Bahnsen ausweichend.

„Gewiß — aber ich meinte eigentlich —"

„Ach so! Nun, der Herr Pastor nannte seine Frau nie anders, als mit ihrem ganzen Namen: A-ma-li-e."

Es war vielleicht nur ein Zufall, daß Frau Bahnsen die Silben so gedehnt aussprach, daß dieselben eine kalte pedantische Klangfarbe erhielten, aber Lieselotte fröstelte zusammen und durch ihre Seele zog ein andrer Name, der mit demselben Tonfall ausgesprochen wurde: „E-li-sa-beth." Sie blickte sich in der dämmerigen Stube um, und es war ihr, als müsse

der Geist jener Frau, von der hier geredet wurde, in der Nähe sein.

„Wie war ihr Sterben?“ fragte sie ganz leise.

„Sie ist nicht gern aus dem Leben gegangen,“ entgegnete die Küstersfrau ebenso gedämpft. „Sie hatte ja das Kind, an dem ihre Seele mit zärtlicher Liebe hing. Und sie wußte, daß dieses Kind einen unersetzlichen Verlust erleiden werde.“

Lieselotte erhob sich, um zu gehen.

Da streckte die alte Frau ihre welke Hand aus, zog das junge Weib zu sich nieder und sagte, diesmal ohne ihre vorsichtige Ausdrucksweise und mit einem Anklang echter herzlicher Teilnahme: „Nein, meine liebe junge Frau, so sollen Sie nicht fortgehen, es war nicht recht von mir, das letzte Wort auszusprechen. Kein Verlust auf der ganzen Welt ist so schwer, daß unser Herrgott keinen Ersatz dafür geben könnte. Sie *sollen* dem Kinde seine Mutter ersetzen, und es ist zum guten Glück ein Knabe, der sich leichter an das Weib anschließt. Bald wohl kein Knabe mehr, aber Sie sind früh genug

gekommen, um noch seine ganze Liebe zu erwerben. Und was das andre betrifft — wir verstehen uns ja — so halten Sie fein still und warten Ihre Zeit ab. Es wird ganz gewiß hell um Sie werden, denn da drüben in dem Pfarrhause hat man sich nur des Lichtes entwöhnt, und die Augen müssen erst wieder allmählich lernen zu sehen —"

Die beiden Frauen küßten sich; sie waren einander plötzlich nahe getreten. Und dann ging Lieselotte wirklich, aber ihr Herz war auf dem kurzen Heimwege doch beschwert.

„Daniel ist gegen seine erste Frau nicht zärtlich gewesen," dachte sie, „was war der Grund? Hat er sie nicht geliebt, oder kann er überhaupt nicht lieben, wenigstens nicht so, wie ich es meine? In dem ersten Falle habe ich Aussicht, sein Herz zu erobern, in dem zweiten — —?"

Und dann beschleunigte sie ihre Schritte. Sie sehnte sich danach, Hans, ihren prächtigen Jungen, beim Kopfe zu nehmen und tüchtig abzuküssen — ja, sie wollte ihm ganz gewiß mehr sein, als nur eine gute Stiefmutter!

Als sie in die Wohnstube trat, saßen die beiden Männer noch am Schachbrett. Es zog ein unendlich dichter Nebel von Tabaksrauch durch den Raum, und Koch sagte gerade: „Gardez la reine!"

Daniel Eckhardt aber entgegnete: „Nimm sie hin, ich kann ohne Königin fertig werden — solange der König nur feststeht, hat es keine Not."

Und dann wurde die Königin gegen einen Turm ausgetauscht, gegen einen häßlichen, pedantischen Turm, der immer geradeaus geht und alles niederwirft, was sich ihm in den Weg stellt. — — — —

Am Montag nachmittag stand Hans schon um zwei Uhr auf der Werft des Pastorats und schaute unverwandt gen Westen in die sonnenbeglänzten Fennen, um die zierliche Gestalt von Inge Jürgens zu erspähen.

Lieselotte guckte aus dem Fenster der Hinterstube und sagte: „Aber mein Junge, so früh wird deine kleine Freundin nicht kommen. Das Kinderfest beginnt ja erst um sechs Uhr, und

vorher kann sie in ihrem weißen Kleide doch nicht mit dir in allen Winkeln herumkriechen."

Er wandte sich um und sah der jungen Frau altklug in die Augen. „Dafür sind wir jetzt schon zu groß, Mutter. Aber sag mal, hast du nicht auch stundenlang vorher gewartet, wenn Vater kam?"

„Ich? Wo — wann?" fragte sie verwirrt.

„Ach so, ich hatte das vergessen, Mutter, ihr habt euch ja von klein auf nicht gekannt. Aber mit Inge und mir ist das etwas andres. Ich werde immer auf sie warten, solange, bis sie kommt."

Und Jakob Appelboom, der gerade vorüberging, um sein Schaf „einzutüdern", hörte die letzten Worte, faßte grüßend in seinen Haarwust und sagte: „Kennen Sie nicht das schöne Lied von Schillern: ‚Es waren zwei könig'sche Kinder'? Es ist aber doch ein Unterschied dabei, Frau Pastorin, denn sie that nicht zu ihm herüberswimmen, sondern er swamm zu ihr, und das ist auch nach den natürlichen Gesetzen das Richtige."

Lieselotte nickte und schloß das Fenster. Sie ging in ihre Schlafstube, um sich anzuziehen, und kam dabei durch die Küche, wo Mine ein gewaltiges Wasserbad angerichtet hatte. Wenn ein Fest bevorstand, an dem das Gesinde teil hatte, kriegte Mine es nämlich mit der Reinlichkeit, und dann sagte sie hinterdrein: „Frau, ich habe mich so abgerackert, da darf ich wohl eine Stunde länger ausbleiben?"

Also die Küche war ein kleiner See, und Lieselotte mußte hindurch. Als sie sich dann umkleidete, kam Eckhardt mit der langen Pfeife, um eine häusliche Angelegenheit zu bereden.

Er sah in dieser Verfassung nicht gerade aus wie Leander, aber Lieselotte gedachte der Worte Appelbooms und sagte: „Bist du wirklich hindurch geschwommen, Daniel?" worauf er entgegnete: „Ich komme auch nicht freiwillig durch diese Wasserwüste, Elisabeth, sondern Onkel Koch schickt mich her und läßt fragen, wo sein Schniepel wäre. Ich glaube, der Alte will heute abend mit dir tanzen."

Da war denn die Illusion vollends zerstört,

und sie wurde auch nur mangelhaft dadurch wieder hergestellt, daß Eckhardt eine Rauchwolke in die aufgelösten Haare seiner Frau blies und dabei bemerkte: „Du hast eigentlich ganz hübsche Haare, Elisabeth, es ist mir bisher niemals so aufgefallen.“

„Wirklich,“ entgegnete darauf die junge Frau, „wirklich niemals, Daniel?“

Und mit der niedersinkenden Dämmerung begann das Fest.

Der Holztrichter war mit den reichen Gaben des Herbstes ausgeschmückt, und Laurettes lebhafte Phantasie hatte die Musikantentribüne in einen richtigen Heuschober umgewandelt.

„Das ist symbolinisch, Fru Pastorin,“ sagte sie zu Lieselotte, „denn die Heuschrecken machen auch Musik, und der Sneider Dirxen, was die Ziehharmonika spielt, hat justement die Erscheinungsgestalt von einem Heuhüpper. Und dann hatte ich noch eine absonderliche Idee geboren, was aber ein Uhl geworden ist; sehen Sie, die kleinen Mächens haben doch weiße Kledaschen an, und da hatte ich mir ausspintisiert, daß

die Jungens im Hemd und weiße Unnerbüxen als Snitters immer um die kleinen Mächens herumdanzen sollten — aber die Jungens haben man keine Unnerbüxen, und der Küster Bahnsen meinte, sie könnten sich auch leicht verkühlen. Und nun will ich Sie zu Ihrem Thron führen, Fru Pastorin, denn was ein ordentlicher Ball ist, der muß auch seine Königin haben, und Sie sollen die Königin sein."

Der „Thron" war mit einer roten Pferdedecke überhangen und von zwei riesigen Korngarben flankiert. Lieselotte betrachtete das Ding etwas mißtrauisch und fragte, bevor sie sich niederließ: „Das wird doch nicht über mir zusammenbrechen und mich begraben?" worauf Laurette entgegnete: „Gobber hat selbst mit dem Müller Fries eine geslagene halbe Stunde darauf gesessen, und der Müller wiegt in Strümpen seine zweihundert Pund."

Es war ein hübsches Bild, wie die junge blonde Frau in die vollen reifen Ähren hineingeschmiegt dasaß und auf das fröhliche Kindergewimmel hinabsah. Koch stand in seinem alter-

tümlichen „Schniepel“ neben ihr und sagte in Ballerinnerungen versunken: „Gelt, Lieselotte, das kribbelt in den Beinen? Aber du bist eine ehrsame Pfarrfrau, und ich bin ein alter Krippensetzer, da müssen wir uns wohl beide die Lust vergehen lassen. Sieh nur, wie Hans, der Racker, die kleine Inge herumschwenkt; was meinst du, Frau Weisheit, ob daraus wohl noch mal ein Paar wird? Mich dünkt, als ob ich Gott Amor schon oben auf Laurettes Heuschober sitzen sehe — oder ist es der lahme Schneider Dirxen?“ — —

Hans und Inge tanzten glückselig zusammen. Sie wußten beide noch nichts von dem losen Gotte, oder sie konnten ihn wenigstens noch nicht bei Namen nennen, aber die Spitze seiner Schwingen streifte dennoch schon ihre glühenden Wangen.

„Du sollst heute mit keinem andern Jungen tanzen, Inge,“ sagte Hans in einer Pause, als sie unter nickenden Kornähren hinter einem Pfeiler standen und das Mädchen entgegnete: „Das kann ich doch nicht, Hans. Wenn mich nun einer auffordert?“

Er zog trotzig die Stirn in Falten.

„Es wird keiner wagen. Ich bin hier König in Moorbüll, und du bist in Horsebye Königin."

„Nein, Hans, das ist dein Vater, und wenn ich noch eine Mutter hätte, dann wäre sie die Königin."

„Gut, dann sind wir zwei Königskinder — Jakob Appelboom hat es auch gesagt. Kennst du das Lied von den zwei Königskindern, Inge?"

Ja, sie hatte davon gehört, aber ihr war nur der erste Vers der ersten Strophe geläufig, und sie bat Hans, ihr zu sagen, wie es weitergehe.

Unter dem klagenden Ton der Geige hob er ernsthaft an:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb —"

Inge unterbrach ihn und wiederholte nachdenklich das letzte Wort, dann sagte sie, wie von einer Ahnung überschauert: „Du, Hans, ich glaube, das ist nur etwas für die Großen, das geht uns noch nichts an."

„Warum nicht? Haben wir uns nicht auch lieb?“

„Komm, wir wollen tanzen,“ meinte Inge, „sonst geht es zu Ende.“ Und dann tanzten sie. Aber als sie nach zwei Runden zufällig neben Lieselotte stehen blieben, nahm Hans den Faden wieder auf und fragte: „Mutter, wir sprachen vorhin von den beiden Königskindern, die einander lieb hatten und nicht zusammenkommen konnten. Kommt das nur bei den Erwachsenen vor?“

Da brach die Geige ab, und Lieselotte entgegnete: „Ja, Hans, das Lied ist nur für diejenigen, die schon älter geworden sind, und es ist ein sehr trauriges Lied, woran euer junges Herz gar nicht denken darf.“

Kontrolleur Koch hatte sich leise beiseite gemacht.

Außer den Ballerinnerungen waren noch andre in ihm wach geworden, und er verspürte eine absonderliche Trockenheit in der Kehle.

Die Väter der tanzenden Kinder zechten schon lange in der Kegelbahn und dem anstoßenden

Gastzimmer. Koch ging mitten durch sie hindurch, ohne Platz zu nehmen. Er wußte, was er seiner Stellung als Oheim des Pfarrers schuldig war. Im Hausflur traf er auf den Küster, der wie eine Glucke ohne Küken herumlief; er sollte die Kinder überwachen, aber die hatten ja schon ihre Mütter. Das war der richtige Mann.

„Herr Bahnsen,“ sagte Koch, „Sie haben wohl nie bei der Kavallerie gestanden?“

Der Gefragte blickte an seinem dürren Korpus nieder und schüttelte den grauen Kopf. „Ach nein, Herr Kontrolleur,“ entgegnete er dann wehmütig, „das war bei uns Schulmeistern nicht Mode. Ist etwas mit dem Schimmel los?“

„Nein, ich meinte nur so. Das war ein lustiges Leben bei der Kavallerie und ein verflixt durstiges. Man wird das so schwer los — na, Herr Bahnsen, bei Hochzeiten und Kindtaufen stehen Sie doch auch Ihren Mann, he?“

Der Küster schmunzelte und leckte sich die Lippen.

„O, Herr Kontrolleur, was denken Sie! Na, dann und wann —"

„Natürlich, nur dann und wann! He, Godber!"

Der Wirt schoß eben mit einem Präsentierteller voll Punschgläsern vorüber. Sein ganzes Gesicht strahlte, und er machte eine militärische Rechtsschwenkung. „Servus, Herr Kontrolleur, Sie befehlen?"

„Godber, Sie sind ja ein verständiger Mann; Sie haben doch noch die kleine Stube drüben — für den Küster und mich, was?"

„Versteht sich, Herr Oberkontrolleur, extra für feine Herren! Was soll es sein, Schimpanjer?"

„Nein, das Zeug mag der Teufel saufen — bringen Sie eine Flasche Langkork mit Gläsern, oder bringen Sie lieber gleich zwei Flaschen!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Godber Jansen segelte ab, und Koch lachte hinter ihm drein. „Es ist nur gut, daß er mich nicht gleich zum General gemacht hat,"

sagte er, „dann wäre ich doch nicht um den Champagner herumgekommen.“

Der Langkork kam, Laurette steckte in der kleinen Stube zwei Unschlittkerzen auf, und die Schlemmerei konnte beginnen.

Koch schenkte feierlich beide Gläser voll, stieß mit seinem Gegenüber an und sagte: „Das erste ist immer auf die Liebe, so steht es im Komplimentierbuch geschrieben. Prost Küster, trinken Sie aus bis auf den Grund, es ist nur einmal Erntefest im Jahre.“ Dann trank er und machte ein tiefsinniges Gesicht. Küster Bahnsen nippte in kleinen Zügen und überlegte sich dabei eine passende Antwort. Er stand in dem Rufe eines Poeten und wollte diesem Namen Ehre machen.

„Ja, Herr Kontrolleur,“ entgegnete er endlich, sich räuspernd, „die Liebe muß gleichsam ein jedes Wesen umfassen —“

„So dachten meine Kerls beim Militär auch,“ warf Koch dazwischen.

„Und ihm den Stempel der Weihe auf die Stirn drücken.“

„Damit meinen Sie wohl das Küssen," bemerkte Koch abermals, „aber wir küßten im allgemeinen lieber auf den Mund."

„Ich rede nur im allgemeinen," fuhr Bahnsen unbeirrt fort, „obgleich die Liebe im speciellen auch nicht zu verachten ist. Denn wo sollten wohl sonst die Hochzeiten und Kindtaufen herkommen?"

„Die kommen auch so," sagte Koch.

„Freilich, Herr Kontrolleur, durch das Geld und sonst allerlei. Aber dann hauen sie sich mehrstenteils aufs Ende, und daher wäre es gut, wenn jeder Mensch bisweilen einen Erntetag abhielte und von der Liebe was auf den Boden trüge für die Winterszeit. Dieser Gedanke ist meine Erfindung, Herr Kontrolleur, und er hat Sie wohl ganz mitgenommen, daß Sie so hintersinnig dasitzen."

„Nein," sagte Koch, „ich überlege soeben, wonach dieser Wein eigentlich schmeckt. Ich glaube, er schmeckt nach Tinte, aber ich bin meiner Sache nicht sicher."

„Man muß nur in die Gewohnheit kommen,"

meinte Bahnsen und schenkte wieder ein. „Prosit, Herr Koch, auf alles, was wir lieben!“

„Das ist ein weites Feld, Küster, besonders, wenn wir in die Vergangenheit geraten. So ein Reitersmann ist nicht viel besser als ein Tater,*) gestern hier, heute dort, morgen wieder wo anders. Hübsche Mädchen gab es überall, und auf das bunte Tuch sind sie, wie die Katze auf den Baldrian. Ich habe zu Hause meinen alten Mantelsack liegen, Küster, der steckt bis oben hin voll Andenken, und das ist meine Ernte, die ich für die Winterszeit auf den Boden getragen habe, aber wenn ich einen Ofen damit heizen wollte, ich glaube nicht, daß der Ofen mich warm machen könnte. Prost, Küster, aufs Vergessen, das ist noch das Beste, was es in dieser mangelhaften Welt gibt!“

Die erste Flasche war leer, und bei der zweiten wurde Bahnsen lustig.

„Wie wär's, Koch,“ sagte er, „wenn wir ganz dusement eins singen thäten? Drüben in

*) Friesische Bezeichnung für „Zigeuner“.

der Kegelbahn gröhlen sie schon lange, da wird man uns auch nicht groß hören."

„Mir soll's recht sein, Küster, aber was?"

„Ça donc, ça donc, ça donc, ça donc,
So leben wir alle Tage —"

„Das ist mir zu unchristlich. Wie wär's mit ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen?‘ Gendarm Matzen ist heute über Land —"

„Gendarm Matzen kann mir gestohlen bleiben! Aber ich habe auch meine Prinzipien, ich bin dänischer Lieutenant gewesen."

Fast wären die beiden alten Herren über dieses politische Thema in einen Wortwechsel geraten, aber das Ungewitter zog glücklich vorüber, und als Laurette eine Viertelstunde später mit ihrem Eheliebsten über den Hausflur ging, klang es hinter der Thür hervor:

„Im tiefen Keller sitz' ich hier —"

„Gobber," sagte sie, „es ist doch was Erhebliches üm die dichterische Vorstellungsgewalt. Sonst schimpt der Kontrolleur ümmer über unsern Weinkeller, und nun glaubt er, daß er mitten dermang sitzt!"

Und Godber entgegnete: „Das Erhebliche bei der Sache ist, daß sie schon die drütte Flasche bestellt haben.“

In dem Holztrichter verhallte inzwischen der letzte Geigenklang, und Gott Amor stieg von seinem Heusitz herunter.

Er hatte alle seine scherzhaften Pfeile tändelnd ausgestreut und flatterte nun von dannen, um seinen Köcher für die folgenden Tage mit ernsthaften Geschossen zu füllen. Die Lichter erloschen im Saal und es wurde dunkel.

Inge Jürgens sollte die Nacht in der Pfarre bleiben, und Lieselotte schickte die Kinder voraus, um sich selbst nach Onkel Koch umzusehen.

Laurette gab ihr Auskunft.

„Er hat sich mit dem Küster vermengeliert,“ sagte sie, „die beiden alten Burßen sitzen in der guten Stube bei der drütten Buddel und sind auf den Dutzkommers verfallen. Sie nennen sich immer ümschichtig ‚Bruder‘, der Küster thut sich sehr großmächtig mit seinen alten Liebsten, und der Herr Kontrolleur nennt ihn fixweg einen ‚Dummjohann‘. Er nimmt es ihm aber

nicht ein bischen übel, was mich eigentlich sehr wundern thut. Gehen Sie man getrost nach Hause, Fru Pastorin, denn Sie sehen vun Abend man was pimperlich aus, und wenn der alte Herr sich übernehmen sollte, dann schick' ich hernachen Gobber mit. Aber ich glaube, es hat keine Bange, denn der Herr Kontrolleur verträgt quantweise einen Strämel."

Lieselotte ging. Sie mußte unterwegs noch lächeln über den Gedanken, daß der zahme Küster jemals in seinem Leben ein Don Juan gewesen sein sollte, und dann überkam es sie plötzlich mit einem sonderbaren ungewohnten Schauer.

Es strich so kühl vom Meere herauf über die Marsch, nun waren wohl die sonnigen Tage zu Ende und es kam der Sturm mit dem Nebel.

Die junge Frau ging über die Pastoratswerft längs dem Gartenstaket, und sie hörte hinter den Fliederbüschen die lachenden Stimmen der beiden Kinder. Das lose Volk war noch auf einen Augenblick hinausgeflattert, um den

letzten Mondstrahl zu erhaschen, und jagte sich in den dämmrigen Wegen.

Plötzlich war eine atemlose Stille, und Inges Stimme sagte mit einem aus Scherz und Ernst gemischten Klange: „Nein, Hans, du darfst mich nun nicht mehr küssen. Wir sind beide zu groß dazu, und die Moorfrau ist vorhin durch den Garten gegangen, ich sah ihren langen grauen Schleier."

Die Stimmen entfernten sich plaudernd, und Lieselotte hörte es über sich in den Bäumen rauschen. Dann fiel plötzlich ein Regen welker Blätter auf ihr Haupt nieder, und sie flüchtete sich in das Haus.

Wie immer, saß Daniel Eckhardt an seinem Schreibtisch; er hatte das Abendbrot allein eingenommen und sich nicht gerade unbehaglich dabei gefühlt.

Als nun Lieselotte hinter seinen Stuhl trat und die heiße Wange an sein Gesicht legte, sagte er: „Schon zurück, kleine Frau? Ich dachte nicht, daß die Sache schon zu Ende sei. War es hübsch?"

„Daniel,“ fragte sie hastig und ohne seine Worte zu beachten, „was ist das mit der Moorfrau?“

Er blickte ihr verwundert in die glänzenden Augen und erwiderte: „Kind, wie kommst du so plötzlich auf das Ammenmärchen? Die Moorfrau ist im Volksmunde eine Verkörperung des Marschfiebers. Sie geht in einen grauen Schleier gehüllt, der wahrscheinlich die ungesunden, feuchten Herbstnebel versinnbildlichen soll.“

„Und darf man sich in ihrer Gegenwart nicht küssen?“ fragte Lieselotte abermals, indem sie ihrer Stimme einen scherzhaften Klang zu geben versuchte.

Daniel Eckhardt stand auf und ging durch das Zimmer.

„Ja, ich glaube,“ sagte er endlich, „daß der Volksmund auch darüber eine Sage spinnt. Die Moorfrau ist ein eifersüchtiges Wesen, und wen sie streift, der fällt ihr zu eigen. Aber was soll das alles, Elisabeth — —?“

Viertes Kapitel.

„Weil' auf mir, du dunkles Auge . . .“

Über Nacht war ein Sturm gekommen und hatte viele Blätter, deren Dauer noch gefestigt zu sein schien, auf die Erde niedergeweht.

Auf der Marsch lag ein tiefer, dichter Nebel und ließ kein Sonnenlicht durch, so daß es spät Tag wurde.

„Sehr spät,“ sagte Kontrolleur Koch, als er sich endlich nach einem schweren Schlafe im Bett aufrichtete und die Zeiger seiner Taschenuhr betrachtete. Dann philosophierte er weiter: „Ich habe sie gestern abend nicht aufgezogen, aber das gute Tier hat auch ohne dieses seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Es ist ein Trost, wenn man sieht, daß eine alte Maschine nicht gleich stehen bleibt, sobald sie mal nicht ihre gewöhnliche Schmiere kriegt.“

Er stand auf und begann sich langsam anzukleiden; dabei gingen seine Gedanken weiter: „Geschmiert haben wir gestern abend eigentlich hinreichend. Es ist mir noch wie lauter Tinte auf der Zunge, und der Küster wird seine Bengels schön verhauen, wenn sie ihre Lex' nicht können — nanu, was ist denn da los!"

Es kam ein hastiger Männerschritt die Treppe herauf, und Eckhardt steckte den Kopf durch die Thür.

„Onkel," sagte er, „komm doch, bitte, mal herunter, ich weiß nicht, was das mit Elisabeth ist. Sie klagte heute früh etwas über Kopfschmerz und blieb deshalb liegen; aber seit einer halben Stunde scheint Fieber hinzugetreten zu sein, und sie ist so sonderbar."

Der Alte erschrak über das letzte Wort, dem Eckhardt eine ganz merkwürdige Betonung gegeben hatte; er vollendete hastig seinen Anzug und eilte hinunter. Lieselotte war allerdings „sonderbar". Das helle Fieber leuchtete aus ihren Augen, sie phantasierte und erkannte niemand.

„Daniel," meinte Koch, „dies wird ernsthaft. Willst du so gut sein und Heinrich befehlen, daß Schimmel in fünf Minuten gesattelt sein soll. In fünf Minuten, hörst du? Ich reite zum Doktor."

Und als er genau nach fünf Minuten den Fuß in den Steigbügel setzte, kam Hans atemlos angerannt.

„Großonkel," bat er hastig, „laß mich reiten. Ich bin jünger als du."

Aber der Alte schüttelte den Kopf und schwang sich wie ein Jüngling auf das Pferd. „Nein, mein Junge," sagte er, „dies wird ein Husarenritt, den muß ich selbst machen, das ist kein Spaß mehr."

Und dann warf er das Tier auf den Hinterhacken herum, daß Heinrich zurückprallte, und jagte in langem Galopp zum Dorfe hinaus.

Der Sturm flog mit ihm um die Wette, und der Nebel strich an ihm vorüber, so daß der Gaul schnob und scheute. Aber der alte Reiter nahm ihn zwischen die Schenkel.

„Heute bin ich dein Meister," sagte er leise,

„ich spüre den Tod hinter uns. Aber er soll uns nicht kriegen, ich habe mehr als einmal mit ihm um die Wette geritten —“

Nicht der Tod, aber die Moorfrau hatte Lieselotte in ihre feuchten Arme genommen und hüllte sie in den grauen Schleier ein.

Es war nach dem Ausspruch des Arztes die Malaria, eine schwerere Form jenes Marschfiebers, das fast jeden Fremdling wenigstens einmal im Leben packt und unter normalen Verhältnissen keineswegs für gefährlich gilt.

Auch Eckhardt bezeichnete mit einer gewissen ungeduldigen Hartnäckigkeit die Krankheit mit diesem harmloseren Namen und schalt auf den Arzt, wenn derselbe achselzuckend schwieg.

„Mein Gott, ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Doktor,“ sagte er und ging in seiner Stube heftig rauchend auf und ab. „Freilich, es ist eine sehr unangenehme Krankheit. Ich habe sie auch, wie jeder von uns, durchgemacht, aber daß jemand daran gestorben wäre, habe ich noch nie gehört.“

Doktor Hansen entgegnete: „Ich spreche

auch nicht vom Sterben, Herr Pastor, aber es ist sicher, daß hier eine Komplikation vorliegt, sonst würde das Fieber sich nicht bis zum Delirium steigern. Ich kenne nicht den Charakter Ihrer Frau, und ich weiß nicht, welche seelischen Einflüsse im Spiele sind, aber wir müssen sehr vorsichtig sein und vor allen Dingen jeder Antipathie der Kranken Rechnung tragen."

„Auch einer unvernünftigen?" fragte Eckhardt rasch, und der Arzt entgegnete: „Kranke dürfen unvernünftig sein, Herr Pastor. Wir setzen sogar bei einem Kinde die Erziehung aus, wenn es krank ist."

Dieses Gespräch hinterließ in der Seele Daniel Eckhardts einen Stachel.

„Der Doktor scheint anzunehmen, daß ich überall erziehen will," sagte er zu Koch. „Was meinst du dazu, Onkel, ist das wirklich der Fall?"

Und er bekam keine Antwort auf diese Frage — —

Für die Nächte war auf ausdrückliche Anordnung des Arztes eine Wartefrau angenommen worden, und Eckhardt richtete sein

Lager infolgedessen auf dem Kanapee der Studierstube ein.

Tagsüber wollte er natürlich seinen Anteil an der Krankenpflege sich nicht nehmen lassen und kam mit seinem Buch herüber in die Schlafstube, wo Lieselotte im Zwielicht lag.

Nach dem ersten heftigen Anfall hatte das Fieber etwas abgenommen, und Lieselotte verbrachte die Stunden zwischen Schlafen und Wachen. Bisweilen war sie vollkommen klar und vernünftig, und in einem solchen Augenblick betrachtete sie ihren Mann, der ernst und steif am Bette saß und die Augen zusammenkniff, um die Schrift seines Buches zu erkennen.

„Daniel,“ sagte sie, „du verdirbst dir die Augen. Setz dich wenigstens an das Fenster.“

Das that er auch und schob den Vorhang ein ganz klein wenig beiseite, aber schon dieser schmale Lichtstreif schmerzte die überreizten Nerven der kranken Frau, und sie bat, den Spalt wieder zu schließen.

Eckhardt erfüllte diesen Wunsch augenblicklich und machte sich im stillen Vorwürfe, daß

er nicht sofort daran gedacht hatte. Er legte nun auch sein Buch beiseite und nahm, noch ganz bedrückt von seinem Unrecht, den früheren Platz wieder ein.

Unter dieser Seelenstimmung erhielten seine Züge einen finsteren, gelangweilten Ausdruck, und Lieselotte sah das mit dem beobachtenden Blick, der Fieberkranken zu gewissen Stunden eigen ist.

Ein einziges Wort Eckhardts, eine einzige liebkosende Bewegung hätte das aufkeimende Mißverständnis beseitigt, aber der Pastor unterdrückte in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit dieses Wort, denn der Arzt hatte jede Unterhaltung verboten, und der gründliche Mann glaubte nur durch eine längere Auseinandersetzung seine Gedanken klarlegen zu können.

Darüber wurde Lieselotte immer aufgeregter.

„Daniel," sagte sie, „geh doch nur nach deiner Stube hinüber, ich kann hier ganz gut allein liegen."

Und als er dennoch nicht wich und wankte, bekam sie einen Fieberanfall und schob unbe-

wußt die Hand zurück, die sich jetzt, aber freilich zu spät, auf ihre heiße Stirn legte.

Da ging Daniel Eckhardt wirklich in sein Zimmer hinüber und schickte Onkel Koch an den Platz, von dem er sich vertrieben wähnte. — —

Er war keineswegs entrüstet, aber eine schwere mutlose Traurigkeit legte sich auf seine Seele und veranlaßte ihn sogar, bis tief in die Dämmerung hinein ohne Licht unthätig dazusitzen und unholden Grübeleien nachzuhängen.

Es stand fest, daß er nicht länger als auf flüchtige Sekunden an dem Lager seiner Frau erscheinen durfte, denn der Arzt hatte von Antipathien gesprochen, denen unbedingt Rechnung getragen werden müsse. Und es war nur zu gewiß, daß Lieselotte eine solche Abneigung hegte. —

Von allen Bewohnern des Hauses war Eckhardt vielleicht der einzige, dessen Gedanken sich niemals mit einer ernstlichen Gefahr beschäftigten. Sein eisenfester Körper hatte keine schweren Krankheiten durchgemacht, er konnte auch jetzt nicht glauben, daß eine solche vor-

handen sei; seine Befürchtungen waren seelischer Natur und beschäftigten sich mehr mit der Zukunft als mit der Gegenwart.

Es war auch keiner, der ihn auf die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges hingewiesen hätte, es wollte niemand so grausam sein, aber die Furcht schwebte über allen und verdichtete sich nach unten hin zur Gewißheit.

„Paß mal auf, Mine," sagte Heinrich, als er sich einmal auf Strümpfen in die Küche geschlichen hatte, „mit unsrer Frau geht das schief. Es war schon immer ein unnatürlicher Zustand, und diese Nacht hat Schimmel an seiner Kette gerissen, daß ich darüber aufwachte. Die Moorfrau ist im Stall gewesen, heute morgen sah ich einen breiten, nassen Streifen auf der Diele, und Ali hatte sich ins Stroh verkrochen.

Mine blickte tiefsinnig in ihre Kaffeekumme.

„Das sind keine sicheren Wahrzeichen," entgegnete sie, „denn Ali hat gestern in der Wasserkuhle eine Ente totgebissen, und daher kommt das nasse Flag und das Verkriechen. Aber ich

habe im Kaffeesatz gespuit*), und mit meinen leiblichen Augen einen großen swarzen Klax gesehen. Das bedeutet einen Sarg —"

Auch Teilnahme that sich überall kund und das Bestreben, zu helfen.

Jakob Appelboom schickte ein großes Pechpflaster herüber und ließ mit Gruß vermelden, „das müsse der Kranken auf die Stirn geklebt und hinterdrein auf der Miststätte vergraben werden. Das Mittel stamme von einem großen heidnischen Doktor, Namens Popokrates, und es sei sehr gut."

Laurette brachte unter der Schürze, die schon so vieles verdeckt hatte, eine Flasche Champagner, legte dieselbe in Mines bewährte Hände und sagte dabei: „Dieses Mal weiß Gobber üm die Sache, und er hat dabei gemeint, daß für unsre Fru Pastorin nix zu köstlich sei; sie soll es aber nur droppenweise genießen, denn sunst smeist es sie üm."

Selbst Christian Petersen strich eines Tages

*) „spuien", ein friesischer Ausdruck für „wahrsagen".

an der Pfarre vorüber, steckte den Kopf in die Stallthür und sagte zu Heinrich: „Euer Türkenvieh von Ali hat mir neulich eine Ente totgebissen, und das gäbe einen schönen Prozeß. Ich will nicht sagen, daß die Sache aus sein soll, aber solange die junge Frau krank ist, will ich das Maul halten und den Prester in Ruh lassen. Und ich habe auch gehört, daß chinesische Rinde gut sein soll gegen das Fieber."

Dann schob er wieder ab, und Heinrich sagte hinter ihm drein: „Du bist selbst ein alter Chinese, und von dir lassen wir unsre Frau noch lange nicht vergeben. — Gott soll mich bewahren, der Mensch hat ja wohl gar keine Christenheit mehr im Leibe!"

Eines Tages traf auch Pastor Jürgens aus Horsebye als seltener Gast in der Moorbüller Pfarre ein.

Die Schöße seines langen Gehrocks waren mit mancherlei Gegenständen beschwert, und in seinen bekümmerten Gedanken wollte er sich darauf niederlassen, aber Eckhardt hörte ein verdächtiges Klappern und verhütete das Unglück.

„Es sind ein paar Glashafen mit Johannisbeersaft,“ sagte Jürgens, nach hinten greifend, „das gibt ein kühlendes Getränk für deine liebe Frau und verscheucht die Fieberhitze. Sind wir schon über den Berg?“

Eckhardt kramte unter seinen Pfeifen.

„Natürlich, die Sache sah sich ja schlimmer an, als sie war. Zu ihr führen will ich dich aber lieber noch nicht, es hat auch keinen Zweck, denn sie ist ziemlich teilnahmlos.“

Da blickte Jürgens erschrocken auf: „Wirklich — teilnahmlos? Und das sagst du so gelassen?“

„Was will man machen? Sie ist ja eben eine Kranke. Sonst könnte es mich wohl verletzen, daß Elisabeth so wenig nach mir fragt und sogar meine Nähe unangenehm zu empfinden scheint —“

Jürgens lehnte die angebotene Pfeife ab und brach bald auf. Er war sehr still geworden und lief beinahe im Trab davon. An der Gartenpforte stieß er auf Koch und fragte hastig:

„Ist's wahr, Herr Kontrolleur, daß die junge Frau teilnahmlos geworden ist?"

Koch nickte nur, und Jürgens sagte darauf: „Das war meine Annie auch in ihren letzten Lebenstagen." Dann eilte er fort, und Koch sah ihn ein endloses rotbaumwollenes Taschentuch hervorzerren und sich heftig schneuzen. „Du hast noch keins auf dem Zaune, Daniel," sagte er leise. — —

Lieselotte rang mit einem unheimlichen Gegner, und sie wollte sich nicht zu Boden werfen lassen. Darum bäumte sie sich bisweilen auf im Bette und schrie.

Ihre matt gewordene Stimme drang nicht bis zu Eckhardts Studierstube, sonst wäre der Mann unfehlbar herbeigeeilt. So ahnte er es nicht und es sagte ihm keiner.

Am liebsten sah es die junge Frau, wenn Hans am Bett saß und die Hand seiner Stiefmutter zwischen den braunen kräftigen Fäusten hielt.

Dann fieberte sie weniger, und es geschah wohl sogar, daß sie ihn mit leiser Stimme bat,

etwas vom Haushalt zu erzählen, ob Onkel Koch auch gut gepflegt werde, und was Schimmel mache und Ali.

Der Knabe berichtete ernsthaft und treuherzig und hütete sich sorgfältig, über Dinge zu reden, die nach seinem knabenhaften Ermessen für die Kranke aufregend wirken konnten.

So verschwieg er zum Beispiel, daß eine uralte Frau im Dorfe gestorben sei und daß Ali eine Ente totgebissen habe — aber auch seines Vaters Namen nannte er nur flüchtig, und das war wohl eine jener scheinbaren Zufälligkeiten, die so seltsam über unserm Leben schweben.

Unter solchen Worten schlief Lieselotte dann bisweilen ein, und wenn sie auch im Traume sprach, so waren es alsdann doch weniger Fieberphantasien, als geheimnisvoll märchenhafte Worte, die zusammenhängend über ihre Lippen flossen.

Sie redete viel von der Moorfrau, aber es war kein häßliches Gespenst, sondern eine freundliche Fee, deren Berührung die Fieber-

hitze bannt. „Es ist nicht wahr,“ sagte sie einmal, „daß man sich in ihrer Nähe nicht küssen darf, denn sie beschirmt die junge Liebe — —“

Und als sie dann wieder aus dem Schlafe aufwachte und den Knaben noch immer neben sich sitzen sah, fragte sie plötzlich nach Inge Jürgens, und ob das Kind auch glücklich nach Hause gelangt sei. „Oder eigentlich nicht mehr das Kind,“ fügte sie mit einem stillen Lächeln hinzu.

Bisweilen ward es dem Knaben doch unheimlich, und er ahnte, daß jemand unschlüssig vor der Thür stehe, für den es keine Riegel und keine Bitten gibt, und er berichtete alles getreulich an Onkel Koch. Darauf nahm dann der Alte Veranlassung, Hans vorzustellen, daß Schimmel sich die Beine steif stehe, und während jener von nun an täglich ausritt, um die Medizin aus der entfernten Apotheke zu holen, setzte er sich selbst auf den Hüterposten und versuchte die Irrgänge einer ruhelos wandernden Seele zu belauschen.

Und er hörte manches, was ihn mit Sorgen erfüllte.

Ganz allmählich genas Lieselotte, und eines Tages sagte der Doktor, daß die Gefahr vorüber sei. Er hatte niemals mit nackten Worten von einer wirklichen Lebensgefahr gesprochen, und Daniel Eckhardt erschrak bei dieser tröstlichen Mitteilung heftiger, als er am Beginn der Krankheit erschrocken war. Er ging in seine Stube, schloß sich ein und fiel auf die Knie nieder, um Gott zu danken.

Aber er sagte nicht: „Ich danke dir, Herr, für das Leben meines Weibes," sondern sein Gebet lautete: „Wenn es wahr ist, daß der Tod ihr nahe war, dann danke ich dir, Gott, daß du ihr Frist gegeben hast — —"

Es ist wohl ein feiner Unterschied in solchem Gebet, aber Daniel Eckhardt betete das seinige aus ehrlichem Herzen. Auf menschliches Wissen gab er nichts.

Als Lieselotte zum erstenmal wieder hinaus durfte und durch den Garten ging, hatte das Bild, welches sie vom letzten Tage vor ihrer Krankheit im Gedächtnis trug, sich vollständig verändert.

Alles Laub war von den Bäumen herunter und lag in nassen Haufen auf den schwarzen, regenweichen Wegen; ein gleichförmig grauer Himmel spannte sich über die weite trostlose Ebene, und es wehte, nicht kalt, aber heftig von Westen.

Die junge Frau sah jetzt auch zum erstenmal, daß alle Bäume infolge des Seewindes eine gleichmäßige Neigung nach Osten angenommen, und sie sagte zu Koch mit einem müden Lächeln: „Es scheint, Onkel, als ob sich hier alles beugen muß —" worauf der Alte tröstend entgegnete: „Dem Sonnenaufgang entgegen, Lieselotte!" Gegen diese Auslegung war freilich ein Einwand nicht zu erheben.

Zu einer offenen und herzlichen Aussprache kam es zwischen den Eheleuten nicht, und es gewann fast den Anschein, als ob beide derselben aus dem Wege gingen.

Lieselotte hatte aus einer vielleicht unabsichtlichen Äußerung von Mine in Erfahrung gebracht, daß ihr Mann auch während jener Stunden, in denen sie bewußtlos dagelegen, fast

niemals an ihrem Lager gewesen war, und diese Kunde verursachte ihr aufrichtigen Kummer. Die Krankheit mußte doch wohl ernsthaft genug gewesen sein, um Eckhardts Herz mit Sorge zu erfüllen, aber einen Ausdruck hatte er dieser Sorge nicht gegeben. Auch seine Freude über die Genesung legte er nicht lebhaft an den Tag, mindestens nicht so, wie es das feinfühlende weibliche Geschlecht liebt.

So drohten ernsthafte Wolken am Ehehimmel aufzuziehen, und einer absonderlichen, zu solchen Dingen vielleicht am wenigsten berufenen Hand war es vorbehalten, das allmähliche Hereinbrechen einer tiefen, trostlosen Nacht zu verhüten.

Auf einem der ersten Ausgänge richtete Lieselotte ihre Schritte in das bescheidene Häuschen des Nachbars Appelboom.

Sein Pechpflaster war zwar unbenutzt geblieben, aber der gute Wille erschien der jungen Frau dankenswert, und sie wollte wenigstens einige freundliche Worte dafür anbringen.

Sie traf den sonderbaren Mann allein in

seiner Schusterwerkstatt an. Die Glaskugel verbreitete in der hereinbrechenden Dämmerung ein magisches Licht, und Appelboom ließ den hellsten Punkt desselben nicht auf seine Flickarbeit, sondern auf einen alten Schmöker fallen, in den er zwischen jeder Ellenbogenbewegung tiefsinnig hineinschielte.

„Sie wissen Ihre Zeit gut einzuteilen," Appelboom," sagte Lieselotte lächelnd nach den ersten einleitenden Worten, und er entgegnete: „Die geistliche Beschäftigung liegt in unserm Beruf, Frau Pastorin, denn es hat alles seine Beziehungen. Da muß ich zum Exemplum einen Stiebel flicken, weil derselbige in seiner Sohle ein Loch hat. Und warum hat er ein Loch, Frau Pastorin? Sie könnten sagen, weil der Stiebel von meinem Kollegen Peter Jensen stammt, und weil Peter Jensen die Leute mit schlechtem Leder betrügt. Aber meine Stiebel kriegen auch Löcher, sintemal die Leute darauf herumtrampeln, und dieses ist wiederum der Fall, weil sie die Beine zu unterst haben und nicht auf dem Kopp gehen können. Denn solches

ist wider die menschliche Natur, und ich sah es nur einmal in meinem Leben bei einem Komödianten — es war aber auch danach. Solches bringt einen denkenden Menschen denn auf die natürliche Vermutung, daß es überall im Leben nicht anders ist, und daß die Menschen unsre beste Arbeit in den Dreck treten, weil es ihnen von der Natur nicht besser verliehen ist. Wo man aber anfängt, zu spintisieren, da verfällt man auf die geistliche Arbeit."

„Dabei muß man aber ganz traurig werden, Meister."

„Mit nichten, Frau Pastorin, man wird bloß hintersinnig. ‚Jakob,' sagte meine Alte bisweilen zu mir, ‚unser Schaap muß umgetüdert werden, und du hast dich wieder in einen alten Heiden vertüdert; ist dir der denn lieber als unser Schaap, was uns doch Milch gibt?' Aber die Weibsen wissen nichts von der geistlichen Nahrung, Frau Pastorin, sie haben bloß leibliche Sorgen. Als ich unsern silbernen Hochzeitstag über die schöne Geschichte von Penelope und ihrem Sweinehirten verab-

säumt hatte, da war meine Alte ganz wehleidig und redete von einer fünfundzwanzigjährigen gebrochenen Liebe. Aber ich frage Sie, Frau Pastorin, was hat die Liebe mit dem Sweinehirten zu schaffen, und kann sie nicht Hand in Hand mit ihm bestehen, ohne sich deshalb aus ihrer Vergessenheit ins Leibliche ümzusetzen?"

Also redete Jakob Appelboom, und er blickte hinter seiner vorgerutschten Brille so eindringlich auf die junge Frau, als ob er den Born seiner Philosophie extra ihretwegen erschlossen hätte. —

Lieselotte drückte dem Flickschuster die pechgeschwärzte Hand. Auf dem Heimwege konnte sie wieder lächeln, aber es war doch nur wie das Leuchten der Wintersonne auf kahlen Fluren. Es lag wohl ein geringer Trost in dem halb unbewußten Hinweis auf die Absonderlichkeiten einer Gelehrtennatur. Es wäre indessen der jungen Frau doch lieber gewesen, jenes paulinische Wort zu hören von dem köstlicheren Wege und von der Liebe, die am größten ist.

Aber wer sucht Feigen am Dornenstrauch, und wer dürfte hoffen, die erhabenen Gedanken der Schrift unter dem niedrigen Dache eines Schuhflickers zu finden —?

Fünftes Kapitel.

„Über ein Kleines werdet ihr mich nicht sehn.“

Auch in dem entlegensten Weltwinkel sind die Jahre wie ein Tag. Unter der gleichmäßig stillen Arbeit und vielleicht nicht minder unter einer gleichmäßig stillen Sorge rinnen sie ineinander, und man erkennt kaum die einzelne Welle. Bisweilen kräuselt ein Hauch der Winde, die draußen wehen, die Oberfläche, aber sie haben nicht die Kraft, die Tiefe aufzuwühlen, und es nistet sich allmählich der Glaube ein, daß die Tiefe versandet und nicht mehr vorhanden sei.

Lieselotte und Eckhardt gingen auf dem breiten einförmigen Wege des alltäglichen Lebens nebeneinander her.

Daniel und sein Sohn Hans saßen vormittags und nachmittags in der Studierstube

beisammen und trieben eifrig klassische Studien. Der Pastor hatte die Absicht, den Knaben, wie es damals noch möglich war, auf die Prima des Gymnasiums vorzubereiten, und der Übertritt in die Flensburger Schule sollte Ostern 1863 mit der Konfirmation zusammenfallen.

Lieselotte sprach dagegen.

„Er wird zu alt, Daniel," sagte sie, „konfirmiere ihn ein Jahr früher und laß ihn in die Sekunda eintreten. Du hast ja das Dispensationsrecht in der Hand."

Da wurde Eckhardt fast heftig.

„Ich habe es verweigert, als Christian Petersens Sohn konfirmiert werden sollte," entgegnete er, „willst du, Elisabeth, daß ich parteiisch bin, wo es sich um mein eigenes Kind handelt?"

„Dann laß ihn in Flensburg konfirmieren."

Darauf gab der Pastor nicht einmal eine Antwort.

Es wurde Lieselotte nicht leicht, diesen Vorschlag zu machen, denn sie fürchtete immer noch, man möchte in ihr die schlimme Stiefmutter

erblicken, die, wie es im Märchen erzählt wird, das Kind in die Welt hinausschickt. Und sie liebte ihren Jungen mit aufrichtiger Zärtlichkeit. Er saß des Abends mit seiner Arbeit neben ihr und plauderte zwischendurch verständig über allerlei kleine häusliche Dinge; er legte bisweilen, wenn auch nicht gerade oft, seinen Kopf in ihren Schoß und nannte sie sein liebes Mütterchen.

Es schien eine Ahnung über ihn gekommen zu sein, daß Lieselotte sich einsam fühle, und er stand deshalb als ein stiller Bundesgenosse an ihrer Seite, wo er es nur immer vermochte.

Zur Dämmerzeit ging die junge Frau oft in das Dorf. Sie erkundigte sich, wo Kranke waren, und teilte es gelegentlich ihrem Manne mit, um ihn zu gleicher Thätigkeit zu veranlassen; und Daniel Eckhardt weigerte sich auch nie, seine seelsorgerischen Pflichten alsdann zu erfüllen.

Aber es war ihm, wenn er gerade eine theologische Arbeit vorhatte, oder wenn er sich auf den Unterricht vorbereitete, nicht gerade

bequem, in dieser Weise an den persönlichen Teil seines Amtes gemahnt zu werden, und er fragte wohl gelegentlich, ob die Krankheit denn so ernstlich sei, und ob man sein Kommen gewünscht habe.

Dann verschwieg Lieselotte mitunter diesen oder jenen Fall und machte die Sache ganz in der Stille selbst ab, so daß die kluge Frau Küster Bahnsen einmal sagte: „Meine Liebe, Sie thun sehr viel für die Behaglichkeit Ihres Mannes, aber sind Sie auch ganz sicher, daß der Herr Pastor nicht etwa die Kosten davon zu tragen hat? Es ist immer am besten, wenn solche Liebesthätigkeit von Mann und Frau gemeinsam ausgeübt wird —"

Das war es eben, und diese Gemeinsamkeit fehlte auch in andern Dingen, die weniger auf Thätigkeit, wie auf Anschauung beruhen.

Dann und wann flog ein Laut aus der bewegten Welt in die Einsamkeit der Marsch hinüber.

Die Frage von der Trennung des auf ewig ungeteilten Schleswig-Holstein wuchs wie ein

dunkler Schatten am Himmel empor, und die Hand des Dänenkönigs legte sich immer schwerer auf das Land zwischen Eider und Königsau. Am Gedenktage der Idstedter Schlacht wurde auf dem Flensburger Friedhof das kriegerische Bild des dänischen Löwen errichtet, und am 18. Februar 1863 verweigerte der Landtagskommissar die Annahme der holsteinischen Adresse, in welcher die Stände ihr altes Recht forderten.

Man ahnte noch nicht, daß der Todesengel im Schlosse zu Glücksburg an einem trüben Herbsttage die schwebende Frage lösen werde, aber alte Leute raunten davon, daß der Himmel bisweilen von einem roten Schein überhaucht sei, und die Blicke, mit denen jeder Friese die dänischen Beamten betrachtete, wurden in der Erinnerung alter Feindschaft und alter Kämpfe immer finsterer.

Mitten unter diesem dumpfen Murmeln einer erregten Flut stand Daniel Eckhardt wie ein starrer Fels.

Wenn Lieselotte als Holsteiner Kind in ihrer

lebhaften Weise von einer Wiedervereinigung der Herzogtümer redete, und damit vielleicht halb unbewußt und symbolisch auf die Unteilbarkeit hinwies, die auch zwischen Ehegatten bestehen soll, dann schüttelte der Pastor den Kopf. „Ich stamme von deutschen Eltern," sagte er wohl, „und mein Großvater war sogar ein Friese. Aber was soll dieses wüste Werben für ein selbständiges Herzogtum, was soll der Adressenunfug und das Singen verbotener Lieder? Wir leben in ruhigen und geordneten Verhältnissen, ein strammes Regiment hat noch keinem geschadet, und die dänische Regierung sorgt gut für ihre dereinstigen Emeriten. Ich warte ab, was da kommt, und beuge mich den Thatsachen; einem Geistlichen ziemt es nicht, Politik zu treiben und gegen die Obrigkeit zu wirken."

Davon verstand Lieselotte einiges, aber nicht alles, und Onkel Koch betrachtete seinen gelassenen Neffen mit seltsamen Augen. Er fühlte sich weit deutscher als jener und ging sogar mit dem Gedanken um, auf die Pension

zu verzichten und eine blau-weiß-rote Kokarde an den Hut zu stecken.

Aber man wurde leider von einer Kokarde nicht satt, und darum blieb es einstweilen beim alten.

So kamen die Ostertage 1863 heran, und mit ihnen die Konfirmation. Hans Eckhardt war bereits im verflossenen Herbst sechzehn Jahre alt geworden, denn das Konfirmationsalter wurde von der dänischen Regierung mit Rücksicht auf den spät reifenden Norden weit hinausgeschoben, aber der breitschulterige Jüngling machte doch einen besonders gereiften Eindruck, und als Lieselotte ihm am Morgen des Palmsonntags den ersten schwarzen Rock glatt strich, da mußte sie sich auf die Fußspitzen stellen, und es ward ihr plötzlich klar, daß sie einen erwachsenen Sohn habe.

Hans war der Feier gemäß ernst gestimmt, aber als die Glocken anhuben zu läuten, sagte er plötzlich: „Nun geht Inge auch in die Kirche. Ich möchte wohl wissen, wie sie aussieht."

Lieselotte fühlte sich von diesem Wort ganz

eigentümlich berührt. Es war ja richtig, Inge Jürgens hatte vor einigen Tagen ihr fünfzehntes Lebensjahr erreicht und sollte ebenfalls in Horsebye an Palmarum ihren Taufbund bestätigen; es war auch sehr natürlich, daß Hans gerade in dieser Stunde der Jugendgespielin gedachte, aber so — —

„Wie sie aussieht, Hans?" wiederholte Lieselotte halb vorwurfsvoll. „Wer denkt denn daran an diesem Tage!"

„Ich, Mutter," entgegnete er ruhig, „ich habe in der letzten Zeit oft daran denken müssen. Es gab so viel zu thun, daß ich nicht mehr hinüber konnte, und wir sind uns fast fremd geworden. Das heißt, nur äußerlich, Mutter," setzte er rasch hinzu, als Lieselotte leicht den Kopf schüttelte, „denn man verändert sich ja schnell in unsern Jahren. Innerlich gehören wir nach wie vor zusammen, ich meine, das könnte gar nicht anders sein, wenn man sich lieb hat."

Seine Lippen spielten noch mit dem schwerwiegenden Worte, das sah die junge Frau

recht wohl an seinen unbefangenen Mienen, und sie dachte darüber nach, wie lange das dauern werde.

Dabei nahm ihr Gesicht einen tiefernsten Ausdruck an, so daß Hans doch etwas verwirrt fragte: „Ist denn dabei ein Unrecht, Mutter?"

Und sie entgegnete ebenso mit leiser Stimme: „Nein, Hans, ich glaube es nicht. Aber komm, da läuten die Glocken schon zum zweitenmale." — —

Daniel Eckhardt pflegte die Konfirmation zu einer besonders ernsten, würdigen Feier zu gestalten; die große, aber herbe Redegabe, die ihm innewohnte, gewann an solchem Tage eine mildere Färbung, und er wirkte dadurch in ganz eigentümlich ergreifender Weise.

Und heute, wo er die Hand auf das Haupt des eigenen Kindes legte, war er wirklich bewegt und mußte sogar einmal innehalten, um seine aufsteigende Rührung zu bekämpfen.

Er hatte einen Spruch für Hans gewählt, der in dieser Umgebung fast fremdartig klang, nämlich das Wort des Psalms:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen,
von denen die Hilfe kommt"

und er erinnerte daran, daß dieser Ausdruck symbolisch zu deuten sei.

„Wir haben bei uns keine Berge," sagte er, „aber dennoch ist in der Not die Hilfe nahe; es kommt nur darauf an, daß wir sie nicht unter uns suchen, sondern über uns —"

Lieselotte saß in ihrem Kirchenstuhl und hörte aufmerksam den Worten zu. Sie glaubte auch an deren Bedeutung, aber sie empfand zu sehr in diesem Augenblick die Sorgen der Gegenwart, um im stande zu sein, sich über die irdischen Dinge emporzuheben — sie seufzte leise und dachte daran, daß die Menschen doch auch mancherlei Hilfe und Trost untereinander zu suchen hätten.

Noch einmal trat Eckhardt in diesen letzten Tagen aus seiner ehernen Ruhe hervor, und zwar in der Stunde, wo er von seinem Sohne Abschied nahm.

Onkel Koch wollte seinen groß gewordenen Großneffen selbst nach Flensburg bringen,

„denn,“ sagte er, „ich will sehen, wo er bleibt, und du, Daniel, hast hier ein andres Amt.“ So fand der Abschied in der Pfarrstube statt, die viel gemeinsame Arbeit von Vater und Sohn gesehen hatte.

Die beiden waren allein, denn Lieselotte hatte sich an die Gartenpforte geschlichen, um dort ihren Liebling noch einmal zu küssen, und sie hörte die Stimme ihres Mannes durch das offene Fenster.

„Es erinnerte fast an das hohepriesterliche Gebet,“ sagte sie später zu Onkel Koch, „und ich glaube nicht, daß Hans jemals in seinem Leben auch nur eine einzige der Lehren vergessen wird, die Daniel ihm mit auf den Weg gegeben hat. Aber ich meine fast, daß in gewissen Stunden unsres Lebens ein einziges rein menschliches Wort noch größere Wirkungen zu erzielen vermag. Hans war sehr ernst, als er von seinem Vater kam, aber wie ich ihn dann beim Kopf nahm, ihn küßte und bat, daß er mich nicht vergessen solle, da fing er an zu weinen, und ich habe mit ihm geweint.“

Es war danach sehr einsam in der Moorbüller Pfarre geworden. Kontrolleur Koch blieb ungefähr eine Woche aus, und die Ehegatten waren während dieser Zeit vollständig aufeinander angewiesen. Sie konnten den ganzen Tag miteinander verkehren, denn auch die amtlichen Arbeiten der Osterzeit hatten ihre Erledigung gefunden. Das waren die Tage, in denen Pastor Eckhardt nach Onkel Kochs Andeutung eines andern Amtes zu walten hatte, und es gewann fast den Anschein, als ob er sich desselben anzunehmen gesonnen sei.

Er kam abends fast regelmäßig mit Pfeife und Tabakskasten nach der Wohnstube herüber und setzte sich in der Sofaecke fest, aber er trug auch jedesmal ein Buch unter dem Arm.

Niemals waren es Erzeugnisse der schönen Litteratur, nicht selten aber wissenschaftliche Werke, deren pedantische Gründlichkeit einer Frau zum Greuel werden mußte. Daraus las er vor oder ließ sich vorlesen, und als sich das erste Gähnen über Lieselottes rote Lippen

schlich, nahm er stillschweigend das Buch und las für sich weiter.

Dieses abendliche Beisammensein der Eheleute fand in den unteren Regionen der Hausgenossen eine verschiedene Beurteilung.

„Paß mal auf, Heinrich," sagte Mine, „nu übernimmt unsre Frau sich mit einer grugeligen Gelehrsamkeit, und dann kriege ich in der Küche wieder die Vorhand, was mir auch von rechtswegen zukömmt."

Heinrich aber entgegnete: „Stjampe man nicht so viel, das wird nu alles anders. Das Buch nehmen sie bloß in die Hand, wenn du hereingedöst kommst, sonstens werden sie sich wohl im Arm halten. So haben wir es in der Küsterschule auch gemacht; wenn der Küster die Augen auf uns smiß, dann guckten wir in den kleinen Katechismus, und wenn er sich umdrehte, dann pickten wir die Deernens mit Knoppnadeln."

Und zu derselben Zeit, während dieses in der Küche verhandelt wurde, sagte drinnen Eckhardt zu seiner Frau: „Ich glaube, Elisa-

beth, es ist dir einsam geworden, seitdem Hans fort ist; ich möchte dir den Vorschlag machen, ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen. Es müßte natürlich aus gebildeter Familie stammen, denn es handelt sich für dich weniger um eine Stütze, als um eine Unterhaltung. Willst du dir die Sache vielleicht einmal überlegen?"

Die Entscheidung über diese Frage erfolgte von einer höheren Instanz, und zwar schneller, als Lieselotte es sich gedacht hatte.

Die Primeln und Aurikeln blühten schon im Pfarrgarten, da erschien an einem besonders warmen Maitage Pastor Jürgens im Moorbüller Pastorat.

Er war niemals ein besonders häufiger Gast gewesen, aber im letzten Jahre hatten seine Besuche so selten stattgefunden, daß Lieselotte ihn mit freundlichem Vorwurf an der Gartenpforte empfing. Sie brach indessen sofort ab und erschrak, als sie ihm in das Gesicht sah. Es war da ein Zug, der ihr durchaus mißfiel, und den sie nicht lediglich auf Erschöpfung zurückführen konnte.

Ein fast hippokratischer Zug.

„Mein Mann ist ins Dorf gegangen,“ sagte sie, „er wird indessen bald zurückkommen. Treten Sie inzwischen näher, Herr Pastor, der Weg hat Sie angegriffen.“

Er ging langsam neben ihr ins Haus und stützte seine hohe, schmale Gestalt sehr fest auf den Stock.

„Es war sehr warm, liebe Frau Pastorin,“ entgegnete er tief aufatmend, „und ich bin vielleicht schneller gegangen, als meine Kräfte es erlauben. Also Eckhardt ist nicht zu Hause — das ist mir eigentlich nicht unlieb, denn es gibt Dinge, die man am besten mit Frauen bespricht. Und wegen einer solchen Sache komme ich heute.“

„Aber erst will ich Ihnen Kaffee kochen, Herr Pastor.“

„O bitte, nein, oder später; der Kaffee ist augenblicklich wirklich Nebensache. Ach, das thut doch gut, sich in einem behaglichen Nest ausruhen zu können!“

Er saß schon in Lieselottes Stube auf dem

Sofa, den Stock hatte er vergessen, draußen abzulegen; er hielt ihn zwischen den Knien und hatte die Hände auf dem Griff gekreuzt. So machte er ganz den Eindruck eines wegemüden und weltverlorenen Mannes, der nur in der Tiefe seines Herzens von einem einzigen Gedanken bewegt wird und um den Ausdruck desselben ringt.

Und dann sagte er: „Es ist schwer, liebe Frau Pastorin, für gewisse Mitteilungen einen geeigneten Anfang zu finden, und da wird es wohl am besten sein, wenn ich gleich mit einer Bitte beginne, die eigentlich den Schluß jener Mitteilungen bilden sollte. Wollen Sie meine Inge in Ihr Haus aufnehmen?“

Lieselotte war überrascht. Die Aussicht, ein junges munteres Wesen um sich zu haben, erschien ihr außerordentlich verlockend, aber das Ganze kam zu plötzlich, so daß sie einen Augenblick stumm vor sich niederblickte.

„Wir wollen hier keinen Menschenhandel treiben,“ fuhr Jürgens nach einer kleinen Pause lächelnd fort. „Ich habe weder die Absicht,

mein liebes Kind zu verstoßen, noch will ich Ihnen die Pflichten einer Mutter aufbürden. Aber ich meine, daß, von meiner Person abgesehen, beide Teile nur gewinnen können. Ich sitze erst zehn Minuten im Moorbüller Pfarrhause, aber es dünkt mich hier auffallend still, ich vermisse einen leichten Fuß, der durch diese großen schönen Räume huscht. Wenn es nun einmal nicht trippelnde Füßchen sein können, meine liebe Frau Eckhardt —"

Er brach ab und sah an der etwas verwirrten Frau vorüber in die leere Luft. „Das wäre also von Ihnen, Frau Lieselotte — Sie erlauben wohl, daß ich Sie so nenne. Sie brauchen Leben um sich, und ich gebe Ihnen die ernsthafte Versicherung, daß meine Inge vollkommen im stande ist, ein Haus auf den Kopf zu stellen. Das ist aber wiederum keine ganz passende Beschäftigung für junge Mädchen, und da ich zwischen Ihren Augen eine ganz kleine Falte sehe, die auf Energie schließen läßt, so meine ich, daß beide Teile einander gewissermaßen auszugleichen im stande sein könnten."

„Und Ihre Schwester?“ sagte Lieselotte.

Jürgens seufzte leise und hielt das Taschentuch einen Augenblick an die Lippen. „Ich glaube nicht, daß eine Trennung zwischen Tante und Nichte das Horsebyer Pfarrhaus sonderlich erschüttern würde,“ entgegnete er in einem noch immer halb scherzhaften Tone. „Meine Schwester Annemarie ist ein gutes, braves Wesen, aber wir stammen aus kleinen Verhältnissen, und was ich auf Hochschulen und als Hauslehrer vielleicht abschleifen konnte, das ist an ihr haften geblieben. Reinlich ist sie ja sehr, aber es riecht alles nach grüner Seife. Sie verstehen ja, Frau Lieselotte, was ich so ungefähr damit sagen will. Nun, was meinen Sie?“

Aber Frau Lieselotte hatte noch eine andre Frage auf den Lippen. Sie überlegte blitzschnell in ihrem klugen Kopf und war für ihre eigne Person entschlossen. Daniel hatte ja selbst einen ähnlichen Vorschlag gemacht. Aber da sah sie Jürgens vor sich sitzen, sie bemerkte wieder jenen hippokratischen Zug um seine Lippen, und es wurde ihr plötzlich angst. Sie legte

die Hand auf den Arm des Freundes und sagte: „Wie steht es aber mit Ihnen, Herr Pastor?"

Eine Sekunde ließ er die Hand liegen, dann nahm er sie in seine Rechte und sah mit jenem wundersam klaren und stillen Blick, der ihm eigen war, in das Gesicht der jungen Frau. „Meine liebe Freundin, ich verstehe recht wohl, was Sie mit dieser Frage ausdrücken wollen. Sie meinen, daß ein Gut, dessen wir uns nur noch kurze Zeit erfreuen dürfen — nicht etwa, weil es uns genommen wird, sondern weil wir gezwungen sind, von ihm hinweg an einen andern Ort zu gehen — daß dieses Gut einen zu hohen Wert besitzt, als daß wir es auch nur eine einzige Stunde aus der Hand geben dürften. Nein, antworten Sie mir jetzt nichts, ich kann in Ihren Gedanken lesen, es gibt wohl Stunden, wo der Mensch hellsehend wird. Und Sie haben ja in dem einen vollkommen recht. Es ist mir nicht mehr eine lange Frist beschieden, ich bin mit meiner Kraft und meiner Lunge so ziemlich am Ende, und ich glaube, daß mit dem Eintritt des Herbstes meine Auf-

lösung bevorstehen wird. In einem südlichen Klima könnte ich vielleicht noch jahrelang leben, aber hier oben ist der Herbst eine schlimme Zeit, und ich muß ihn im Horsebyer Pfarrhause und in meiner Gemeinde abwarten. Es wird ja für uns alle einmal Nacht, und ich will nicht weiter darüber klagen, daß meine Nacht etwas früher kommt, als es nach dem Gesetze der Natur unbedingt notwendig wäre. Aber nicht alles, was mit ihrem Herannahen zusammenhängt, ist freundlich und friedvoll. Es kommen Stunden leiblicher und geistiger Anfechtung, man wird trübe und steht dem Sonnenlicht andrer im Wege. Meine Schwester wird das weniger anfechten, sie hat schon manchen Menschen in ihrem Leben begraben, aber meine Ingeborg ist ein Sonnenkind nach ihrer Mutter. Sie steht obendrein in dem selbstsüchtigen Alter, wo die erste Kinderzärtlichkeit verblaßt und die spätere dankbare Liebe noch nicht aufblüht. Das ist eine sorglose Zeit, und ich möchte ihr dieselbe nicht trüben. Bei meiner Krankheit geht man aus wie ein verbrennendes Licht, und sie

wird nicht ahnen, daß mein Verlust ihr nahe bevorsteht, aber sie wird sich bedrückt fühlen unter dem Schatten einer unbewußten Thatsache. Dieses alles möchte ich von ihr fern halten. Unter Ihrer freundlichen Obhut wird sie aufblühen, und wenn dann die Zeit gekommen ist, wo sich nichts mehr verbergen läßt, dann ist der Weg über die Fennen ja nicht so weit, daß ich fürchten müßte, von meinem Kinde nicht mehr Abschied nehmen zu können." —

Pastor Jürgens schwieg und stützte sich wieder auf seinen Stock. Auch Lieselotte suchte vergeblich nach einem Worte, und sie fühlte nur, daß ihr die Thränen unaufhaltsam aus den Augen rannen. Es war ihr nicht möglich, einen jener federleichten Trostgründe auszusprechen, die von der Bequemlichkeit zur Sitte erhoben worden sind, denn sie fühlte, daß der Mann an ihrer Seite thatsächlich dem Grabe entgegenschreite und vielleicht schon deshalb von einer tiefen Wahrhaftigkeit erfüllt sei.

Endlich hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie ebenso schlicht, wie jener gesprochen hatte,

entgegnen konnte: „Es soll alles so geschehen, lieber Freund, wie Sie es wünschen, und ich bin überzeugt, daß Daniel vollkommen auf meiner Seite stehen wird. Ihre Ingeborg soll an mir eine liebevolle Mutter und Freundin erhalten, auch glaube ich, daß Hans —"

Sie brach plötzlich ab und blickte starr vor sich hin. Sie hatte sagen wollen, daß Hans dem Mädchen auch ein treuer Bruder sein werde, und nun trat jener Abend vor ihre Seele, dessen sie sich bisher nur darum so deutlich zu entsinnen glaubte, weil er den Beginn ihrer Krankheit gebildet hatte.

Sie fühlte wieder den Windstoß, der ihr Haupt mit dürren Blättern überschauerte, sie sah wieder das zitternde Mondlicht und hörte Ingeborg Jürgens' Stimme von der Moorfrau reden, die durch den Garten gegangen sei. „Ah," sagte sie plötzlich mit gefalteten Händen, „wenn das nur gut wird!"

Es hatte in der That den Anschein, als ob Pastor Jürgens mit seinen stillen Augen weiter zu blicken vermochte, als es denjenigen Sterb-

lichen beschieden ist, die noch nicht an ihre Sterblichkeit gedacht haben, denn er knüpfte genau bei dem Punkte an, wo die Gedanken der Frau stehen geblieben waren.

„Die beiden jungen Leute haben sich lieb," sagte er mit jener zweifelsfreien Gelassenheit, die eine selbstverständliche Thatsache streift. „Sie wissen es nur noch nicht, und ich gebe zu, daß in der allzu frühen Erkenntnis eine Gefahr ruhen kann. Aber glauben Sie denn, liebe Freundin, daß unsre menschlichen Hände im stande sind, einer Liebe zu wehren, die Gott selbst gegeben hat? Auch dürfen wir doch eins nicht vergessen. Wenn die Stunde gekommen ist, wo unsern Kindern die Augen aufgethan werden, daß sie wissen, was gut und böse ist, dann werde ich nicht mehr in dieser zerbrechlichen Hülle leben, sondern ich werde ein ewiger und seliger Geist geworden sein. Und ich weiß, daß meine unsichtbaren Hände alsdann besser im stande sind, von den jungen Herzen Leid und Schuld abzuwenden, als wenn ich nur mit menschlicher Liebe und mit menschlichen Kräften

ausgerüstet wäre. Darum sollen Sie nicht sorgen, sondern unser aller Zukunft in Gottes Hand legen."

Wie eine Geisterstimme klangen seine Worte, ohne Trauer und ohne Schwärmerei; und Lieselotte empfand eine fast ehrfurchtsvolle Scheu. Sie dachte an so vieles, was über ihr eignes Leben und Lieben hingegangen war, und sie neigte ihre warmen Lippen über die Hand des still dasitzenden Mannes.

„Wollen Sie dann auch," sagte sie mit leiser Stimme, als wenn sie zu einem Abgeschiedenen in die Tiefe spräche, „wollen Sie dann auch da oben für mein Glück und für meine Ruhe beten, teurer Freund?"

Er zog sacht seine Hand fort und legte sie auf ihr blondes Haar. „Von Herzen gern, aber um Ihr Glück ist mir nicht bange. Es liegt manches in der Luft, was ich heute noch nicht deutlich erkennen kann, und vielleicht ist auch ein Sturm mit dabei. Aber dann wird es einen langen Sommertag geben, und Sie sollen alle seiner teilhaftig werden — nur ich allein

gehe abseits." Er erhob sich bei diesen letzten prophetischen Worten und reichte Lieselotte die Hand.

„Ich kann Daniel nicht erwarten, aber es thut auch nicht not. Drüben am Krug hält ein Bauer aus meiner Gemeinde mit einem Wagen, der will mich mitnehmen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, und tausend Dank."

Als er durch den Garten ging, arbeitete Kontrolleur Koch auf seinen Blumenbeeten. Jürgens blieb einen Augenblick stehen und sagte: „Sie haben da schöne Primeln, Herr Koch. Primula veris, die erste Frühlingsblume nach dem Schnee. Welches ist denn die letzte vor dem Winter?"

„Es wird wohl die Herbstaster sein, Herr Pastor," sagte der Alte, und Jürgens entgegnete: „Die Sternblume — das ist auch ein schöner Name. Es ist ein freundlicher Gedanke, noch vor dem Eintritt der dunkeln Zeit an die Sterne erinnert zu werden — —"

Sechstes Kapitel.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb ...“

Um Pfingsten siedelte Ingeborg Jürgens in die Moorbüller Pfarre über. Lieselotte hatte das Mädchen seit dem Herbst des verflossenen Jahres nicht mehr gesehen, und sie trug das Bild eines eckigen, schmal aufgeschossenen Backfisches in ihrer Erinnerung. Nun erschrak sie fast, als Inge ihr mitten im strahlenden Licht eines warmen Sommertages unter die Augen trat.

Es waren aus Gesicht und Gestalt noch nicht alle Härten verschwunden, aber der herbe Hauch, der die feinen Züge umschwebte, glich nur noch dem Frühlingsreif, den ein einziger Sonnenstrahl zerschmelzend löst.

Annie Jürgens mußte sehr schön gewesen sein, wenn die Tochter ihr glich, und die Leute

sagten alle, daß es der Fall gewesen sei. Frau Küster Bahnsen aber fügte mit einer besonderen Betonung hinzu: „Sie hatte etwas an sich, was nicht in die Marsch hineinpaßt, aber ich kann es Ihnen nicht so recht beschreiben, liebe Frau Pastorin. Unser Vater las mir neulich etwas aus der Naturgeschichte der Tauben vor, und da wird allerlei erzählt von Turteltauben und Lachtauben und Wandertauben. Ich glaube aus dem allen können Sie sich so ungefähr ein Bild zusammenstellen."

Das war eigentlich eine verblümte Schilderung von Inge Jürgens, die mit kleinen Warnungen und Fingerweisen nach Frau Bahnsens Art vermischt wurde, und Lieselotte bewegte alles in ihrem Herzen.

Es kamen auch noch andre Urteile über die junge Hausgenossin.

„Sie ist ein Fahlen, was mit beiden Achterbeinen hinten aushaut," sagte Laurette bei einer nachbarlichen Zaununterhaltung und schwenkte ihr Spargelmesser durch die Luft. „Aber es ist nur Wähligkeit, Frau Pastorin, und kein

Geist der Finsternis, wie zum Beispiel bei Ihrem Schimmel."

Auch Jakob Appelboom brachte seine Rede an.

Es war schon in den ersten Tagen ans Licht gekommen, daß Annemarie, die selbst aus Reinlichkeit nur in Filzlatschen herumlief, keine genügende Sorge für die Fußbekleidung ihrer Nichte getragen hatte, und darum wurde der philosophische Schuster ins Pfarrhaus berufen, um Inges kleinen Füßen ein Paar Stiefel anzumessen.

So lag er vor dem jungen Mädchen auf den Knien, rückte seine Brille an die äußerste Nasenspitze und sagte zu der danebenstehenden Lieselotte: „Dieses ist ein Wunderwerk der Natur, Frau Pastorin. Warum? Weil dieser Fuß ungeachtet unsrer mudderigen Marschwege niemals in einen Holzschuh eingeklemmt gewesen ist, wodurch er seine natürliche Façon verliert und etwas Aantenmäßiges annimmt. Aber es gibt Gestalten, Frau Pastorin, die über den Dreck hinwegswëben, was ich sowohl natürlich als figürlich gemeint haben will."

Lieselotte lachte, und Inge sagte: „Nehmen Sie nur recht dünnes Leder, Meister Appelboom,“ worauf jener entgegnete: „Es soll sein wie ein Rosenblatt, Mamsell Jürgens, denn wie heißt es im Stammbuchvers: ‚Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht!‘“

Da wurde Inge ein wenig rot und entzog ihren Fuß der künstlerischen Huldigung. — —

„Wandle auf Rosen —“ Lieselotte mußte so oft daran denken. —

Drüben hinter den Fennen, wo am Deich die See rohrte, ging ein Mann langsam seinen abwärts führenden Weg, dessen Saum mit Immortellen und Immergrün bewachsen war, und kaum eine Stunde davon streute der Tag seinem Kinde Rosenblätter auf den Pfad.

Ingeborg Jürgens schien keine Ahnung davon zu besitzen, aus welchem tiefer liegenden Grunde sie dem Vaterhause entführt worden sei. Sie nahm es hin als angenehme Veränderung und haschte sorglos nach den Sonnenstrahlen, die immer feuriger durch das dichte

Blättergewirr des Moorbüller Pfarrgartens auf ihr Haupt niederflirrten.

Wohl sah sie auch in die Ferne, aber nur mit dem träumenden Lächeln einer phantasiereichen Jugend.

Man hatte ihr das Hinterstübchen eingeräumt, das zuvor von Hans bewohnt worden war. „Unser Sohn," sagte Eckhardt zu seiner Frau, „wird hier niemals wieder heimisch werden. Wenn er gelegentlich zum Besuch kommt, findet sich schon für ihn Unterschlupf."

Und Lieselotte ließ es stillschweigend geschehen, daß der schlichte Raum, in dem sie nach den Ostertagen oft sinnend gesessen hatte, verändert wurde. Inge hamsterte und bettelte aus allen Ecken des Hauses die niedlichsten Dinge zusammen, um ihr kleines Heim damit auszuputzen. Sogar ein uraltes, eingelegtes Tischchen, auf dem Onkel Koch seinen Tabakskasten stehen hatte, mußte herhalten, denn Inge erklärte mit Bestimmtheit, dasselbe habe vor hundert Jahren als Nähtisch gedient und müsse notwendig seiner Bestimmung zurückgegeben werden.

„Es wird wohl nicht viel daran genäht werden,“ meinte Lieselotte trocken.

Eines Tages kam Inge mit glänzenden Augen in die Küche und sagte: „Komm, Tante Lieselotte, ich will dir etwas zeigen!“

So hatte sie die junge Frau von der ersten Stunde an freiwillig und wie selbstverständlich genannt. Eckhardt dagegen war für sie der „Herr Pastor“, was sie jedesmal mit einer kleinen Hast sagte, und Onkel Koch kriegte je nachdem bald ein „Du“ und bald ein „Sie“ an den Kopf.

„Sieh mal, Tante,“ sagte sie ganz eifrig und deutete auf eine verborgene Fensterecke in ihrer Stube, „da steht mein Name geschrieben — ‚Ingeborg Jürgens‘ — ganz deutlich, und das hat Hans gethan, denn ich kenne seine Schrift. Findest du das nicht hübsch, Tante?“

„Ja, das finde ich sehr hübsch,“ entgegnete Lieselotte, und dann kam der Schelm über sie, so daß sie fortfuhr: „Du hast dir wirklich eine Puppenstube zusammengeräubert, Mädchen, aber die Fensterbank ist sehr abgenutzt. Was meinst

du, wenn wir die neu anstreichen lassen?" Worauf Inge etwas stotternd erwiderte: „Nein, Tante, das sollt Ihr nicht auch noch für mich thun. Ich sticke ein Fensterkissen, und damit wird alles verdeckt." —

Die kleine Scene gewährte Lieselotte einige Beruhigung. Inge hatte aus ihrer Entdeckung kein Geheimnis gemacht, aber als die junge Frau einige Tage später die Stelle wieder betrachtete, da sah sie, daß Inge mit feinen Schriftzügen den Namen „Hans Eckhardt" ihrem eignen Namen hinzugefügt hatte.

„Nun fehlt nur noch ein Herz, dann ist die Sache in Richtigkeit," dachte Lieselotte und begann abzustäuben, denn dafür hatte Ingeborg nur einen schwach entwickelten Sinn.

So kamen die Julitage heran, in denen Hans zum erstenmal die großen Ferien zu Hause verleben sollte.

Inge hatte sich die Erlaubnis ausgebeten, ihm bis zur nächsten Poststation entgegengehen zu dürfen. Sie putzte sich wie ein Kätzchen heraus, schlüpfte endlich im hellen knappen

Kleidchen aus ihrer Stube in den Garten und bettelte Onkel Koch um eine rote Nelke an.

„Was willst du mit der Nelke, du Hexe?“ fragte er, eifrig auf dem Beet suchend, und sie entgegnete: „Ins Haar — schwarz und rot macht sich gut, und wenn das goldene Sonnenlicht hinzukommt, dann sind es die deutschen Farben.“

Er verzog etwas ungläubig die Lippen, gab ihr die schönste Blume, die er finden konnte, und fragte mit einer Erinnerung an seine Husarenzeit: „Bekomme ich nun auch einen Kuß, Kleine?“

„Nein,“ entgegnete sie schelmisch, „dafür bin ich zu groß,“ und dann ging sie fort und schlenkerte mit ihrem Hut.

„Sie ist wirklich groß,“ sagte Onkel Koch zu Lieselotte, die herangetreten war, „sieh nur mal den Wuchs, da steckt Rasse drin!“

„Und die neuen Stiefel hat das eitle Ding auch angezogen,“ setzte jene hinzu. „Sie wird schön staubig zurückkommen.“

Aber Koch entgegnete: „Nein, Lieselotte,

Jakob Appelboom hat recht: sie schwebt über alles Irdische hinweg. Laß sie nur ziehen, es bleibt nichts an ihr haften, was häßlich ist."

Es lag eine flimmernde Sonnenglut über der Marsch, und das Heu duftete auf den Wiesen. Ingeborg Jürgens ging zuerst rasch vorwärts, das Kleid ein wenig aufgeschürzt und sorgsam acht gebend, daß der Staub ihr die blanken Stiefelchen nicht beschmutzte.

Allmählich kam sie tiefer hinein in die Einsamkeit, und das der Reife entgegenwachsende Korn stieg zu beiden Seiten des Weges über ihren Kopf empor. Dazwischen lagen, tiefer im Grunde, die üppigen, noch grün überhauchten Heuschwaden, und das Dengeln der Sensen schwebte bisweilen wie ein fernes Glockengesumm durch die blaue Luft.

Sonst regte sich kein Laut. Selbst das Quarren der Frösche in den sumpfigen Gräben war unter dem Druck der „toten" Nachmittagsstunde eingeschlafen, und ein Storch, der im Schilf eines Wassertümpels stand, legte zwar

seinen langen Hals auf den Rücken, aber aus purer Faulheit vergaß er das Klappern.

Inge Jürgens hatte schon seit geraumer Zeit ihre Schritte verlangsamt, nun blieb sie tief aufatmend stehen und blickte nach dem schwarzweißen Gesellen hinüber.

„Der hat es gut," dachte sie, „der steht mit den Beinen im Wasser, und mir brennen die Füße wie Feuer. Das sind nun Appelbooms Rosenblätter. Aber mir geschieht ganz recht, warum habe ich den Fuß schmal gemacht, als er mir Maß nahm?"

Sie stieg um ein Heck in die nächste Fenne und setzte sich auf einen großen Heuhaufen. Die dürren Halme quollen nach allen Seiten um ihre Gestalt empor und nahmen sie auf wie ein schirmendes Nest.

Keine Menschenseele befand sich in der Nähe.

Inge zog bedächtig die Schuhe aus und dann auch die Strümpfe. Es war ein wonniges Gefühl, die weiche Luft über den nackten Fuß hinstreichen zu lassen, und das leise Kitzeln der

Halme an den Sohlen zu spüren, war etwas Neues.

„Wenn es das schlimmste Los der Armen ist, barfuß gehen zu müssen," dachte sie, „so finde ich nichts dabei —" und dann schmiegte sie sich mit halb geschlossenen Augen in das Heu, um einen Augenblick auszuruhen.

Über den Rand ihres Nestes hinweg konnte sie noch gerade den Kopf des Storches sehen, und ihr letzter Gedanke beschäftigte sich mit diesem unbeweglichen träumerischen Vogel. „Er wird hoffentlich nicht herüberkommen und mich für einen Frosch ansehen," murmelte sie mit müden Lippen, und dann rannen ihre Gedanken ineinander.

Wie lange sie so geschlafen hatte, blieb ungewiß. Zeit und Ort waren in Traum aufgegangen, aber sie erwachte plötzlich von einem leisen Lachen. Ihr erster Gedanke, als sie die Augen öffnete, gaukelte ihr die sonderbare Vermutung vor, daß der Storch wirklich herübergekommen sei, und daß er mit einer roten Mütze auf dem Kopfe vor ihr stehe und sie auslache.

Aber dann richtete sie sich mit einem jähen Ruck auf, zog die Fußspitzen unter das Kleid und fuhr mit beiden Händen in das wirre Haar.

Neben ihrem Nestchen stand Hans und sagte: „Guten Morgen, Frau Wachtel, schon ausgeschlafen?"

„O Hans," entgegnete sie bestürzt, „ich wollte dir entgegen gehen, und dabei hat mich die Müdigkeit übermannt. Wie gut, daß du mich gefunden hast, und kein andrer."

Er nickte noch immer lachend. „Ja, das ist sehr gut, Inge, ein andrer hätte dich sicherlich gefressen. Komm, ich will dir aufhelfen, du bist ja noch ganz verschlafen."

Aber sie blieb sitzen und blickte ihn hilflos an.

„Nein Hans, das geht nicht so ohne weiteres. Ich muß — du mußt erst ein paar Schritt vorausgehen —"

Seine Augen streiften flüchtig ihre Fußbekleidung, und dann nickte er abermals ernsthafter.

„Gut, dann will ich dir den Gefallen thun,

du närrische Inge. Also drüben beim nächsten Heck."

In wenigen Minuten war sie bei ihm, und er betrachtete ihre Gestalt kritisch von allen Seiten. „Du siehst aus wie ein Heupferdchen," sagte er dann, „ich muß dich nur striegeln, denn zu Hause brauchen sie nichts davon zu wissen. Halt still, Heupferdchen!"

Er zupfte ihr einige Halme aus Kleid und Haaren, dabei fiel ihm die rote Nelke in die Hand.

„Das ist eine von Onkel Koch. Wie schade, sie hängt den Kopf. Die ist nicht mehr schön genug für dich."

Er steckte die Blume in das eigene Knopfloch und ging noch einmal um das Mädchen herum.

„Nun bist du wieder schön, Inge, und ganz so, wie ich dich mir immer vorgestellt habe, seitdem ich auf der Schule bin. Aber guten Tag hast du mir eigentlich noch nicht gesagt, obgleich wir sehr lange voneinander getrennt waren und nun doch Hausgenossen geworden sind."

Hans Eckhardt faßte bei diesen Worten das Mädchen an beide Hände und sah ihm fragend in die glänzenden Augen. Er schien halb und halb irgend etwas zu erwarten und doch nicht recht zu wissen, ob er es erwarten dürfe.

Und Inge Jürgens schien diese Empfindung zu teilen.

Sie hob ihr Gesicht ein wenig zu ihm empor, öffnete halb die Lippen und wich dann, als er sich leicht vorneigte, mit einer fast unmerklichen Bewegung zurück.

„Guten Tag, mein lieber Hans!" sagte sie dann zärtlich, als ob sie mit Worten gut machen wollte, was die Lippen verweigerten. „Also Tante Lieselotte hat dir doch davon geschrieben, daß ich jetzt bei euch bin. Ich hoffte eigentlich im stillen, dich damit ganz überraschen zu können, und soviel ich weiß, hast du in deinen Briefen auch darüber geschwiegen."

„Ja," entgegnete Hans, den Kopf zur Seite wendend, „wir haben so erschrecklich viel mit Latein und Griechisch zu schaffen, und Herbst

übers Jahr muß ich doch mein Abiturienten-examen machen."

„Dann wirst du also Student! Weißt du, Hans, die rote Primanermütze könntest du eigentlich schon jetzt beiseite legen. Die sieht so jungig aus, und du hast ja schon einen Anflug von Schnurrbart."

Es war ein unbewußtes Bestreben, ihn zu sich heraufzuheben, und er lächelte gutmütig.

„Den Gefallen kann ich dir thun, Inge — und nun erzähle mir vor allen Dingen, was machen Schimmel und Ali?"

Inge Jürgens kräuselte ein wenig die hübschen Lippen, während sie langsam neben ihm herging; das war, wie man ein Kind fragt, aber sie nahm doch mit einigem Eifer die Sache auf.

„Mit Ali mag ich nichts zu schaffen haben, der wird alt und hat Flöhe. Aber auf Schimmel werde ich nächstens reiten lernen, Onkel Koch will mir einen Damensattel schenken. Onkel Koch ist überhaupt sehr gut, und ich kann alles von ihm kriegen, was ich haben will. Tante

Lieselotte ist auch gut, nur ein klein wenig strenger, und das ist sie nur deshalb, weil Onkel Koch mich so sehr verzieht."

So plauderte sie und hing sich dabei dem Jugendgespielen an den Arm. Hans hörte ihr glückselig zu und vergaß darüber ganz und gar, nach seinem Vater und nach Onkel Jürgens zu fragen.

Inge aber redete nicht von den beiden Männern.

Der Empfang im Moorbüller Pfarrhause entsprach der Würde eines erwachsenen Haussohnes. Lieselotte hatte einen Kuchen gebacken, und Eckhardt stieg in die Tiefen des Kellers nach einer Flasche Wein; dann betrachtete er Hans mit prüfenden Blicken und fragte schmunzelnd, wie es mit dem Rauchen bestellt sei.

Freilich, Hans hatte schon einige erfolgreiche Versuche hinter sich, und sein Vater brachte eine funkelneue Pfeife zum Vorschein. „Ich habe das in deinen Jahren auch angefangen," sagte er. „Du würdest es sonst hinter meinem

Rücken thun, und Heimlichkeiten kann ich nicht leiden." —

Dann ging es durch Haus und Garten, und jeder altbekannte Gegenstand wurde betrachtet, als ob Jahre inzwischen vergangen wären.

Im Stall stand Heinrich und striegelte den Schimmel. Er rieb seine Hand zur Begrüßung an der Hose ab und sagte: „Nu muß ich wohl ‚Sie' zu dir sagen, Hans, denn du bist ein feiner Stadtherr geworden und hast neumodische Buxen an; aber es ist mir keine Menschenmöglichkeit, das über die Snauze zu bringen, und denn will ich man lieber stillsweigen."

Hans beruhigte ihn mit der Versicherung, daß alles beim alten bleibe, und klatschte dem Schimmel auf den blanken Rücken, worauf Heinrich sachverständig bemerkte: „Es geht ihm justement wie unsrer Mine, er wird was fett und bildet sich zu einem richtigen Krippensetzer aus. Wir werden allesamt öllerhaft, Hans, und wenn das so eine Weile fortgeht, denn trampeln uns die jugendlichen Alimente unter den Erdboden. Dieses habe ich aber nicht aus

mir selbst, sondern es stammt von Jakob Appelboom, der das neulich mit einer Rücksicht auf Inge zu deiner Mutter gesagt hat."

Auch der Schweinekoben wurde einer Besichtigung unterzogen. Er barg nur ein einziges Rüsseltier. Dazu sagte Heinrich erläuternd: „Das andre ist ganz solo für dich dagewesen, Hans, denn du warst ümmer sehr stark in Wurst und Schinken. Nun bedürfen wir seiner nicht mehr, und dieses eine haben wir Eumeus getauft, denn Jakob Appelboom sagt, das hinge mit der griechischen Sweinewirtschaft zusammen." — — —

Am folgenden Tage stand Hans in der Küche vor dem Feuerherd und zündete die Pfeife an. Mine saß wie gewöhnlich in der Asche und bewunderte seine Hantierung, da steckte Inge ihren Kopf durch die Thür der Hinterstube und sagte halblaut: „Hans, komm mal herein!"

Er folgte ihrer Einladung, blickte sich verwundert in seiner alten Klause um und stieß einige mächtige Rauchwolken aus.

„Siehst du, das ist nun mein Zimmer," sagte Inge stolz, „und es ist nicht absolut notwendig, daß du hier rauchst. Tante Lieselotte riecht es sonst hinterher. Sie hat mich schon gestern gezankt, weil mein Kleid so verknüttert war; da hängt es, und ich muß heute Aschenbrödel spielen. Aber deswegen habe ich dich nicht hereingerufen, Hans, sondern wegen einer andern Sache. Komm mal mit ans Fenster — weißt du, was ich entdeckt habe?"

„Daß man über die Fennen weg den Kirchturm von Horsebye und, wenn man recht gute Augen hat, auch die Bäume von eurem Garten sehen kann," entgegnete er, in alte Erinnerungen versunken.

„Nun freilich, das auch. Du hast wohl oft hier gesessen?"

„Sehr oft. Ich machte hier gewöhnlich meine Schularbeiten, gerade da, wo jetzt der Nähtisch steht."

„Das ist hübsch, daran will ich denken. Aber wenn du arbeitetest, dann hattest du doch keine Zeit, nach Horsebye hinüberzusehen?"

„Mitunter doch, Inge. Ich glaube sogar, das es häufiger geschah, als für meine Arbeiten gut war.“

„Das hat dir nichts geschadet,“ entgegnete sie mit dem Ton der Überzeugung. „Und nun will ich dir auch zeigen, was ich entdeckt und darauf vervollständigt habe. Sieh hier in der Fensterecke, Hans! — Tante Lieselotte wollte das überstreichen lassen, aber ich glaube, sie machte nur Spaß.“

Die beiden jugendlichen Menschenköpfe neigten sich dicht und eifrig über die wichtige Stelle, wo die zwei Namen standen. Wange streifte an Wange, und Hans fühlte, daß das Gesicht des Mädchens sehr heiß wurde.

Auch ihm stieg das Blut langsam in die Schläfen, und er wagte kaum, sich zu rühren.

„Sieh mal, Hans,“ sagte Inge leise, „das war sehr hübsch von dir, und ich habe mich ganz unendlich darüber gefreut. Und nun will ich dir auch dafür danken — —“

„Ja, Inge,“ entgegnete er träumerisch und

hielt den Atem an — „ja, Inge, nun dank mir dafür —"

Noch einen Augenblick schmiegte sich ihr Kopf an seine Schläfe, dann zog sie sich leise zurück und kramte in ihrem Nähtisch.

Hans spitzte noch immer die Lippen, als wenn er pfeifen wollte, und darauf sagte Inge plötzlich hinter ihm: „Schau her, Hans, ich habe dir einen Tabaksbeutel gestickt, und das soll mein Dank sein!" —

Es gibt poetischere Dinge auf der Welt, als einen Tabaksbeutel; selbst dann, wenn geliebte Hände ihn gearbeitet haben. Aber sie sind nicht einem jeden beschieden, und sie kommen am seltensten in den Stunden, wo wir sie schon zu haben vermeinen. Auch Hans empfand die Wahrheit dieser Regel, aber er faßte sich männlich und entgegnete: „O Inge, wie schön! Es sind alle Farben darin vertreten. Ich danke dir herzlich, und ich werde immer an dich denken, wenn ich rauche!"

„Nur dann?" sagte sie neckisch. „Dein Vater meinte doch gestern, du solltest das Rauchen nicht

übertreiben. Und nun marsch aus meiner Stube, hier haben Männer gar nichts zu suchen." —

Die beiden jungen Leute waren viel miteinander allein, aber wenn der ungeduldige Gott Amor gelegentlich seine Hand ausstreckte, um die Binde vor ihren Augen ein wenig zu lockern, dann wehrte jener Engel, der unsre Jugend umschwebt, lächelnd seinem Beginnen und deutete stumm vorwärts in die verschleierte Zukunft.

„Es wäre schade, wenn sie zu früh merken sollten, was eigentlich einer an dem andern hat," sagte Frau Küster Bahnsen an einem warmen, schwülen Abend zu Lieselotte. „Aber ich glaube nicht, daß es irgend welche Not hat. Man braucht die beiden nur zu beobachten, wenn sie ganz allein beisammen sind —"

„Haben Sie dazu Gelegenheit gehabt?" fragte Lieselotte.

„Nun ja, heute nachmittag zum Beispiel. Die beiden waren ja wohl auf die Pastoratsfenne gegangen zum Heuwenden, und die liegt doch weit genug vom Dorfe ab.

Da nahm ich meinen Kieker und fing an, das junge Volk zu betrachten. Mit der Arbeit war natürlich nicht viel los, das wissen wir ja aus unsrer eignen Jugend; endlich schmissen sie den Rechen hin und setzten sich an den Grabenrand. Ich stellte meinen Kieker noch ein bißchen schärfer ein, und da konnte ich denn ganz deutlich sehen, daß Hans eine Blume hatte und dem Mädchen Unterricht in der Botanik gab. Da war ich denn ganz zufrieden, liebe Frau Pastorin, denn Schulmeistern ist das beste Mittel gegen die Liebe — so sagt unser Vater —"

„Darin können Sie wohl recht haben, Frau Bahnsen," entgegnete Lieselotte mit einem leichten Seufzer, und die alte Frau nickte darauf geheimnisvoll: „Ja freilich — aber unser Vater meinte auch, unter Umständen und bisweilen könnte das Schulmeistern ebenfalls ein Ausdruck der Liebe sein."

Und während diese Unterhaltung zwischen den beiden Frauen schwebte, standen Hans und Inge unter einem Eibenbaum im Moorbüller

Pfarrgarten. Sie sahen über das Staket die Dorfstraße entlang und weiter hinaus in eine von magischem Mondlicht umdämmerte Ferne. In ihrer Nähe befand sich das offene Fenster von Eckhardts Studierstube, und man konnte die Gestalt des Pfarrers am Schreibtisch neben der brennenden Lampe erkennen.

Hans hatte ein Blatt vom Baume gepflückt und erzählte dem aufhorchenden Mädchen, daß nach dem Glauben der Alten die Ufer des Styx von Eibenbäumen überschattet seien, und daß niemals das Wehen eines Windes durch ihre regungslosen Zweige gehe. „Wie heute abend," sagte Inge. „Du kannst den Finger naß machen und in die Luft halten, du spürst nirgends einen Hauch."

„Aber es ist hier doch ganz anders als in der Unterwelt," meinte er scherzend.

„Freilich; da vorn ist das Mondlicht, und morgen wird die Sonne wieder aufgehen. Aber ich habe bisweilen so sonderbare Gedanken."

„Woran denkst du denn, Inge?"

„Ich kann das nicht ausdrücken, Hans. Es ist bisweilen eine so große Stille in mir, als wenn ich ganz allein über ein weites dunkles Feld ginge. Und dann beginnt mein Herz heftig zu klopfen, gerade wie jetzt. Fühl nur."

Darauf wandte sie noch einen Augenblick den Kopf zur Seite und ließ seine Hand los.

„Da sitzt dein Vater bei der Arbeit, und du brauchst nur drei Schritte zu machen, um bei ihm zu sein. Ich wollte, Hans, daß ich in diesem Augenblick sehen könnte, was *mein* Vater treibt — aber dazwischen liegt auch ein weites Feld."

Siebentes Kapitel.

„Wir haben einen guten Mann begraben . . .“

Jenes weite Feld zwischen Moorbüll und Horsebye, von dem Inges Lippen ahnungsvoll gesprochen hatten, begann sich allmählich mit Nebel zu füllen. Zuerst stieg er von einer feuchtwarmen Erde auf, und die Leute sagten, daß die Irrwische aus ihm geboren würden, und daß die Irrwische lauter Totenlichter wären. Sie traten aber besonders häufig in diesem Jahr auf, und Inge behauptete, sie sähe oft des Nachts von ihrem Bette aus in die Marsch hinein, und dann wäre es, als ob die Leute auf den Feldern mit Laternen umhergingen.

Darauf wurde es Herbst, und der Nebel kam in dichteren Schwaden über den Deich vom Wattenmeer herein.

Er wurde manchmal vom Sturm in wunder=

liche Figuren geformt, und es hatte den Anschein, als ob schattenhafte Gestalten, deren Häupter die Wolken streiften, und deren Füße in ein Nichts zerrannen, über Gräben und Moor hinjagten.

Keiner wußte sich diese Erscheinungen zu deuten, aber Jakob Appelboom saß immer tiefsinniger auf dem Schusterschemel und redete allerlei verworrenes Zeug von streitbaren riesigen Frauenzimmern, die auf schnaubenden Rossen über ein Schlachtfeld reiten und die Leiber gefallener Helden nach Walhalla entführen.

„Das ist mir zu überirdisch," meinte Laurette, als sie davon hörte, „und Jakob Appelboom ist ein alter Spökenkieker, aber mit dem Slachten hat er recht, denn ich werde demnächsten ein großes Slachtfest mit Ball ausklingeln lassen, und alle junge Mächens ins Dorf sollen mit weißen Kleidern um ein gesmücktes Swein herümtanzen."

Inzwischen wurde dieser glorreiche Gedanke wieder beiseite gelegt, „denn," sagte Laurette eines Morgens zu ihrem Mann, „drüben bei

Pastors bereitet sich eine große Trauer vor, und es ist unchristlich, seinem schmerzvollen Nachbar mit dem Fiedelbogen unter die Nase zu streichen."

Es war nämlich ein von Nebel triefender Mann aus Horsebye in den Krug gekommen, hatte einen Doppelkümmel verlangt und dabei erzählt, daß Pastor Jürgens von einem Blutsturz befallen sei, und daß es wohl demnächst eine vornehme Leiche geben werde.

Und einige Stunden später sah man Eckhardt, Lieselotte und Ingeborg über die nassen Fennen nach Westen wandern.

Das junge Mädchen eilte seinen Begleitern weit voraus, und als sie einmal zurückblickte, da waren jene im Nebel verschwunden, und Inge stand einsam in dem weiten öden Feld. Da dachte sie an jenen Abend unter dem Eibenbaum, und aus ihren Augen stürzten heiße Thränen, von denen sie kaum wußte, ob eine Erinnerung oder eine Ahnung, ob die Vergangenheit oder die Zukunft ihre Veranlassung sei.

Man fand Jürgens als einen müden Mann, der nur wenig sprach, aus dessen Augen aber ein überirdisches Licht brach, daß die Hoffnungen dieser Welt verfinstert. Er ließ keinen von seiner Umgebung darüber im Zweifel, daß es mit ihm zum Ende neige, aber nachdem er diese Thatsache in seiner stillen gelassenen Weise festgestellt hatte, wandten sich seine Gedanken fast ausschließlich der Gegenwart zu, und jeder der kurzen Sätze, die er in langen Pausen sprach, legte ein Zeugnis seiner unendlichen Liebe ab.

„Inge," sagte er, „deine Heimat wird in Moorbüll sein," und dann: „Liebe Frau Eckhardt, die Ihrige auch —"

Man konnte nur ahnen, was er mit diesen letzten Worten andeuten wollte, und Daniel Eckhardt glaubte, daß sein sterbender Freund schon von Fieberwahn ergriffen sei. Aber Lieselotte verstand den Sinn.

Die eigentliche Heimat war bis heute noch nicht an der Seite ihres Mannes aufgeblüht, aber Jürgens wollte sie darauf hinweisen, daß

treue Liebe und stilles Ausharren endlich zum Ziele führen.

Und sie glättete dem Freunde dankbar das Kissen und gab ihm zu trinken. Darauf wurde Jürgens etwas kräftiger und wandte sich an Eckhardt.

„Daniel," sagte er, zum erstenmal den Vornamen nennend, fast mit einem leisen Anflug von Scherz, „du mußt die Welt nicht für eine Löwengrube halten. Es gibt mehr gute als schlechte Menschen, aber die Mehrzahl ist schwach. Unser Herr hat mit den Schwachen Geduld gehabt —"

Dann kam er auf die seltsame Freundschaft, die sie beide verband.

„Wir hätten häufiger zusammenkommen sollen, denn in der Marsch zu predigen, ist ein einsames Amt. Aber die Schuld lag an mir, ich hatte mich zu sehr in mein Junggesellentum eingesponnen. Du hegst dieselbe Neigung, Eckhardt, aber ich meine, du hast nicht dasselbe Recht. Und du bist auch zu rüstig, um ganz im Denken aufzugehen —"

Es war auffällig, daß Jürgens fast nur von andern sprach und so wenig von sich und seinem Kinde. Und als Inge einmal hinausgegangen war, deutete Lieselotte es leise an.

Er aber schüttelte den Kopf und entgegnete: „Sie glauben ja selber nicht, daß meine Gedanken auch nur eine Sekunde von meinem Kinde weichen. Aber sie soll nicht erschüttert werden. Ich möchte gern, daß dieses erste Sterben, dem sie nahe tritt, einen freundlichen und friedevollen Eindruck in ihr hinterläßt. Ich möchte am liebsten von allen Dingen mit ihr plaudern, die ihr junges Herz erfüllen, es würde mir die größte Freude sein, wenn ich schon heute ihre Hand in eine andre legen könnte. Aber zu dem einen fehlt mir die Kraft, und für das andre ist es noch zu früh. Wozu soll ich Thränen in ihre Augen locken, wo sie doch früh genug weinen wird — —"

Gegen Abend breitete sich ein leichter Schleier über seinen Geist, und er begann unzusammenhängend von Dingen zu reden, die einem Sterbenden ferner zu liegen pflegen.

Es schien, als wenn die Schleswig-Holsteinische Frage ihn in der letzten Zeit lebhafter beschäftigt habe, als man es seiner stillen und friedlichen Natur zutrauen mochte, und er sprach viel und unruhig von einer nahe bevorstehenden gewaltsamen Lösung.

„Es ist gut," sagte er, „wenn alle beiseite gehen, die eine Waffe nicht mehr führen können, denn es kommt eine Zeit, wo das Schwert gilt. Und wenn das Schwert einmal die Scheide verlassen hat, dann wird es schwer seinen Weg in die Scheide zurückfinden. Aber auch dann noch wird man die Hand am Griff halten, und die Ruhe wird aus der Welt verschwunden sein, und die Müden werden einen stillen Weltwinkel vergeblich suchen. Gute Nacht — ich bin müde, laßt mich schlafen — — —"

Um Mitternacht ward er stille und schlief ein. Es konnte der Augenblick nicht festgestellt werden, wo die Seele sich vom Körper löste und aufschwebend zurückließ, was an Jürgens sterblich war, aber Lieselotte behauptete, es sei in der niedrigen, vom Dämmerlicht erfüllten

Stube auf wenige Sekunden heller geworden, und das müsse gewesen sein, als der Tod durch das Gemach ging. — —

Dann wanderte das Ehepaar heim und ließ Ingeborg bis zum Tage des Begräbnisses bei Annemarie in der Horsebyer Pfarre zurück.

Die Novembernacht begann sich eben zu lichten und langsam in einen trüben Morgen überzugehen; ein kalter Wind schauerte auf und zerteilte den Nebel. Lieselotte weinte um den abgeschiedenen Freund und drängte sich in einem unwillkürlichen Gefühl der Vereinsamung an ihren Gatten. Daniel Eckhardt schritt eine Weile sinnend neben ihr her, dann zog er ihren Arm durch den seinen und begann unvermittelt zu erzählen, wie Jürgens in jüngeren Jahren ein kräftiger und gesunder Mann gewesen sei, bis er sich bei einer Sturmflut auf der Hallig, um ein gefährdetes Kind zu retten, stundenlang im Wasser aufgehalten und damit den Keim zu seiner tödlichen Krankheit gelegt habe.

„Es war ihm die schöne Gabe verliehen," sagte er, „niemals an sich selbst zu denken, und

nur einmal in seinem Leben, damals, als er ein Weib nahm, wurde sein Herz diesem Grundsatz untreu, denn er hätte eigentlich nicht heiraten dürfen."

„Und dennoch mußte seine Frau vor ihm gehen," entgegnete Lieselotte.

Der Pastor blickte nachdenklich in das dunkle Gewölk, als ob er dort eine Antwort auf ungelöste Fragen suchen wollte. Endlich sagte er langsam: „Es ist mir oft der Gedanke gekommen, daß Gott ihn züchtigen wollte, weil er mit einer zu großen Liebe an seinem Weibe hing. Aber ich räume ein, daß diese Auffassung der göttlichen Zucht nur von wenigen gebilligt werden wird, und ich glaube nicht, daß du, Elisabeth, zu diesen wenigen gehörst." — —

Während der kurzen Tage, die zwischen Tod und Begräbnis lagen, war Lieselotte fast beständig in der Horsebyer Pfarre anwesend. Es geschah nicht deshalb, weil Annemarie sich nicht zu helfen gewußt hätte, sie wirtschaftete vielmehr, wie bei einem großen Reinemachen, und überschwemmte alles mehr mit Wasser als mit

Thränen — aber Inge Jürgens sollte nicht mit ihren Gedanken allein gelassen werden.

„Es ist der letzte Wille des Verstorbenen, daß sie von den Schrecken des Todes so wenig als möglich berührt wird," sagte Lieselotte zu ihrem Manne, „und ich will, soweit es in meinen Kräften steht, diesen Willen erfüllen. Nichts aber ist trauriger, als Einsamkeit im Schmerz."

So saßen die beiden manche Stunde wie Mutter und Tochter in der stillen Wohnstube beisammen und redeten mit halblauter Stimme von dem Heimgegangenen, dessen Hülle sie drüben, jenseits des Hausflurs, in Annemariens Zimmer aufgebahrt hatten.

Sie ordneten gemeinsam seinen schriftlichen Nachlaß und fanden unter den Papieren auch einige Gedichte, die zum größten Teil patriotischen Inhalts waren, hier und da aber auch in unendlich zarter Weise das Geheimnis einer großen und tiefen Liebe aufdeckten.

Lieselotte fühlte, daß ihr kein Recht zustehe, dem Kinde irgend etwas aus dem Nachlaß

seines Vaters vorzuenthalten, und so ließ sie es ruhig geschehen, daß Inge diese Gedichte las und dann stumm und nachdenklich auf das Blatt in ihrem Schoße niederblickte.

Einmal richtete das Mädchen die dunkeln Augen auf Lieselotte und sagte, als ob sie aus einem Traume herausredete: „Ja, so ist es! Ich fühle, daß es so sein muß“, und die Frau fragte nicht, was so sei und was so sein müsse. —

Aber es blühte unter dem Hauch des Todes ein geheimes Verständnis zwischen den beiden auf, daß die Kluft der Jahre überbrückte.

Inges Züge erhoben sich aus dem ersten verwirrenden Schmerz zu einer stillen, nachdenklichen Klarheit, und Lieselotte sah, daß aus dem halben Kinde trotz der großen Jugend die Jungfrau aufgeblüht sei. —

„Es ist das südliche Blut —“ dachte sie. —

Und dann kam der große stille Tag, an dem ein Sohn der Erde seiner Mutter zurückgegeben werden sollte.

Man schrieb den 16. November 1863, und es ging ein stürmisches Wehen von der Nordsee

landeinwärts, so daß die Leidtragenden froh sein durften, sich im Osten der Horsebyer Kirche und unter dem Schutz des Gemäuers versammeln zu dürfen, denn Pastor Jürgens sollte seinem Wunsche gemäß mit einem freien Blick nach Sonnenaufgang begraben werden.

Es war aber eine so große Menschenmenge auf dem kleinen Friedhof versammelt, daß die Träger des Sarges sich nur mühsam einen Weg zu bahnen vermochten, denn nicht nur die Pfarrkinder von Horsebye kamen zum Begräbnis, sondern auch die Einwohner der umliegenden Kirchspiele stellten sich zahlreich ein, und es trat plötzlich und unerwartet zu Tage, daß der stille Mann, den sie heute begruben, einen großen Anhang im Lande besessen hatte.

So stand Daniel Eckhardt wie von einer lebenden Mauer umgeben, und in das Brausen des Sturmes, der hinter der Kirche im Westen tobte, mischte sich jenes stille Rauschen, das auch bei tiefem Schweigen einer großen Volksmenge eigen ist.

Pastor Eckhardt hob seine breite Brust wie

unter einer Last, und dann begann er seine Grabrede mit dem wehmütigen Wort des Dichters: „Wir haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr — —“

Es geschah außerordentlich selten, daß Eckhardt in seinen Predigten persönliche Beziehungen berührte, denn er stand zu kühl und zu hoch über dem Leben. Aber in dieser Stunde that er es mit einer erschütternden Wahrheit und einem tiefen Laut der Klage, so daß mancher von den Zuhörern die Empfindung hatte, als ob der Moorbüller Prediger sein Glück und seine Liebe mit diesem Amtsbruder versenke, dessen Hand er kaum einigemal im Jahre gedrückt.

Und dann bog er sich nieder, um drei Schollen auf den Sarg zu werfen.

In diesem Augenblick schwieg der Sturm, und man sah einen über die Fennen herankommenden Mann mit den ferner stehenden Leidtragenden leise und eifrig reden.

Dann ging es wie ein Summen durch den Schwarm, ein Murmeln, daß nur am Rande

des offenen Grabes wieder verstummte und von den Worten des Vaterunsers abgelöst wurde. Nach Schluß der Feier stob alles auseinander, aber keiner redete mit Eckhardt. Es schien eine Botschaft in der Luft zu schweben, die man ihm in dieser Stunde nicht mitteilen mochte.

Auch die Horsebyer Pfarre war heute vor der Welt noch abgeschlossener als sonst, und als Eckhardt endlich gegen Abend mit Lieselotte und Inge der Heimat zuwanderte, wußte er noch nicht, was geschehen sei.

Es war aber etwas geschehen, und die Raben schrieen es sich in der Luft zu.

Unter der Thür des Moorbüller Pastorats stand Kontrolleur Koch barhäuptig und sah den Kommenden entgegen. Er beachtete gar nicht die Rückkehr Inges, er sah über seinen Liebling hinweg und rief Eckhardt zu: „Hast du die Zeitung schon gelesen, Daniel? Weißt du es schon?“

„Nein, Onkel,“ entgegnete der Pastor, „ich komme ja von einem Begräbnis. Was ist geschehen?“

„König Friedrich der Siebente ist gestern im Schlosse zu Glücksburg plötzlich gestorben."

Da sah der Prediger fast finster vor sich nieder und schwieg eine lange Weile. Endlich sagte er in tiefen Gedanken — und es klang, als ob er, wie Hamlet, mit einem Geist unter der Erde redete: „Selig sind die Toten — — wir Lebenden werden einem Krieg entgegengehen."

Achtes Kapitel.

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?"

Noch auf eine kurze Spanne Zeit blieb der Strom des Lebens, dessen Oberfläche ein Windhauch gekräuselt hatte, in seinen vorgeschriebenen Ufern, bevor die Ereignisse der Weltgeschichte sein Bett aufwühlten.

Es war zwischen Eckhardts und Annemarie vereinbart worden, daß Inge Jürgens im Moorbüller Pastorat bleiben sollte, während Annemarie den Entschluß faßte, nach Föhr überzusiedeln, wo ihr durch Erbgang ein kleines Besitztum zugefallen war. Sie setzte noch einmal das Horsebyer Pfarrhaus gründlich unter Wasser, übergab dann seufzend die Schlüssel desselben dem Juraten und rüstete sich, die Meerfahrt mit ihren Siebensachen anzutreten.

Der Umzug fiel in die Weihnachtszeit, und

weil die Nordsee gerade, wie es vor dem Sturm zu geschehen pflegt, ein stilles Antlitz zeigte, sollte Inge die Tante begleiten und bei der ersten Einrichtung in Wyk hilfreiche Hand leisten.

So geschah es, daß Hans, als er in den Weihnachtsferien nach Hause kam, unter dem Tannenbaum wohl ein von Inges Hand gesticktes Notizbuch, nicht aber die Geberin selbst vorfand und sich Heinrich gegenüber unmutig dahin äußerte, „daß es in dem alten Kasten greulich langweilig geworden sei."

„Es ist mir auch ganz popelundisch zu Mut," entgegnete Heinrich darauf melancholisch, „mit Schimmel ist kein Auskommen mehr! Er fängt an, die Rotten dodzubeißen, und Ali nimmt vor diesen Biestern den Swanz zwischen die Beine. Die Dänen werden es demnächstens ebenso machen, und Gendarm Matzen hat neulich schon Prügel gekriegt. Das ist kein natürlicher Zustand, ich denke daran, mich zu verändern. Mine ist damit einverstanden, denn in Kriegszeiten müssen die Menschen zusammen-

stehen, und das werde ich deinem Vater auch sagen."

Es unterblieb indessen einstweilen, denn Mine sagte zu Liselotte, sie könnte sich das Soldatenvolk allein vom Halse halten, und Heinrich wäre ihr noch immer zu kalberig.

Nach Neujahr ging Hans mit schwerem Herzen auf die Schule zurück. Es stand fest, daß er zum Herbst sein Abiturientenexamen machen sollte, und Pastor Eckhardt meinte, es sei besser, wenn er erst als Student ins Vaterhaus heimkehre und sich nicht von seinen wichtigen Arbeiten durch Ferienbesuche ablenken ließe.

Hans erklärte sich damit einverstanden und dachte bei sich, daß Inge im entgegengesetzten Falle natürlich wieder anderswo sein werde, und wenn auch zu diesem Zweck eine Verbindung mit dem Mond hergestellt werden müßte.

Im Grunde genommen hatte er mit dieser Ansicht nicht so unrecht. Daniel Eckhardt war wohl zu harmlos und weltentfremdet, um an dergleichen zu denken, aber Lieselotte hatte die Worte ihres sterbenden Freundes nicht vergessen,

und sie war entschlossen, ihre Hand über dieser jungen Liebe zu halten, damit nicht ein Reif in der Frühlingsnacht komme und die Blüte vor der Zeit abstreife.

Inzwischen kam schon ein Frühlingssturm.

Der Flügelschlag des preußischen Adlers und des österreichischen Doppelaars rauschte im Osten immer vernehmbarer durch das Land, scheuchte den Dänen vom Dannewirk zurück, traf bei Översee sein Haupt und fegte ihn aus dem Düppeler Schanzwerk hinaus. Aber der Weltwinkel im Marschlande spürte kaum ein Anstreifen dieser gewaltigen Schwingen.

Nur einmal, als noch der Winter zwischen Deich und Geest mit dem Frühling um die Herrschaft stritt und schon die Blockade der norddeutschen Küsten durch die dänische Flotte begonnen hatte, blitzte es auf der Moorbüller, gen Tondern gewandten Brücke von Waffen auf, und eine kleine Abteilung österreichischer Soldaten marschierte durch die grundlosen Wege heran. Es waren wild und fremdartig aussehende Truppen aus dem tiefen Süden, und

voran ritten im langen Galopp einige ungarische Husaren unter Führung eines Offiziers.

Lieselotte und Inge standen am Gartenstaket und blickten neugierig auf die Dorfstraße hinaus. Die Frau hielt ihren Arm um den Nacken des Mädchens geschlungen, und die frische Luft hatte ihre Wangen gerötet. So sah sie aus wie die ältere Schwester ihrer jüngeren Gefährtin.

Und als der bärtige Husar vorbeisprengte, warf er eine Kußhand hinüber, von der niemand wußte, ob sie einer galt oder beiden. Auch Daniel Eckhardt hatte sich hinaus begeben und beobachtete aus einiger Entfernung den Vorgang. Um seine Lippen legte sich ein grämlicher Zug, und er sagte: „Komm, Elisabeth, das ist nichts für euch.“ Aber seine Frau wandte ihr lachendes Gesicht zurück: „Geh du nur wieder zu deinen Büchern, Daniel! Das sind unsre Befreier, und denen darf man einen Scherz nicht übel nehmen!“

Drüben auf seinem Staven stand barhäuptig Jakob Appelboom, in der einen Hand die Ahle, in der andern einen krummgetretenen Stiefel.

„Servus, Frau Pastorin," rief er hinüber, „nun geht der Tanz los, und es ist ein andrer Tanz, als wenn Laurette in ihrem Trichter auffiedeln läßt! Ist das nicht ein harmonisches Bildnis, wenn man diese Marssöhne, was von marschieren herkömmt, gleich einer Kriegswolke heranwälzen sieht?"

„Was mag es denn eigentlich bedeuten?" fragte Lieselotte, und Appelboom entgegnete: „Es ist nur der Vorsmack von dem Centrum der Armee, die das ganze Friesenland überswemmen wird; und wenn Prinz Friedrich Karl erst selbst erscheint, dann ist es aus mit gammel Dannemark!"

„Aber das sind ja Österreicher!" rief Lieselotte hinüber, worauf Appelboom erwiderte: „Es ist alles einerlei, Frau Pastorin, denn das nennt man die deutsche Verbrüderung!"

Die Soldaten hatten vor dem Krug ihre Waffen zusammengestellt, und Laurette kam in das Pastorat herüber.

„Fru Pastorin," sagte sie ganz atemlos, „es ist ein General dabei oder ein südlicher

Prinz, ich kann das nicht genau ästimieren. Und er sagt, ich soll ihm Kuhlatschen zurechtmachen mit Paprikapfeffer, was sie als Hauptmahlzeit in Ungarn genießen. Aber ich kann doch keine Kuh slachten, und es steht auch nicht in meiner Receptierkunst."

Da ging Lieselotte hinüber in den Krug und half Gulasch für den General bereiten, der sich übrigens als ein simpler Oberlieutenant entpuppte.

Auch Onkel Koch machte sich auf den Weg, denn der militärische Anblick erwärmte sein altes Herz.

Er ließ sich von einem Soldaten das Gewehr zeigen und machte mit demselben einige Griffe aus dem dänischen Exerzierreglement, worauf der Slowak grinste, und etwas von „altes tapferes Landsoldat" radebrechte. Onkel Koch aber verleugnete sich und sprach: „Der Teufel soll den tappern Landsoldaten holen. Ich bin guter Deutscher wie du, mein Sohn, und da hast du vier Bankschilling for gammel Snaps!"

Diese internationale Sprache verstand denn auch der Mann und machte die Pantomime des Handküssens. Es stellte sich heraus, daß die Österreicher auf einen Spion fahndeten, der den Dänen seewärts Nachrichten bringen sollte, darauf aber drängten sich die Dorfinsassen herzu und versicherten der Wahrheit gemäß, daß sie gute Friesen seien und keinen Verräter unter sich duldeten. Godber Jansen aber sagte: „Wir haben die Hannemänner alle hinausgesmissen, Excellenz, und was das alte Ekel, der Gendarm Matzen, war, dem haben wir Holzschuhe angezogen und ihm in jeden Holzschuh einen Bankschilling hineingelegt, damit er unterwegs nicht verdursten thut, denn er war sehr stark auf die Theepünsche, absonderlich, wenn sie nix kosteten.“

So zogen die Österreicher wieder von dannen, nachdem sie auf Rechnung des Dorfes gut bewirtet worden waren, und hinterdrein kam Laurette niedergeschlagen zu Lieselotte und sagte: „Fru Pastorin, es waren doch welche mit gemischter Bildung damang, denn sie haben mich

einen ganzen Hümpel Strümpe mitgenommen, und ich wollte ihnen dieses aus Kälte und Vaterlandsliebe wohl gönnen, aber es waren zumeist nur Kinderstrümpe, und sie haben von jedem Paar immer umschichtig das rechte und das linke Bein erwischt —"

Und so geschah es, daß Laurettes Jungen längere Zeit wie die Sträflinge halb grau und halb schwarz herumliefen, was Jakob Appelboom zu der tiefsinnigen Bemerkung veranlaßte, daß alles Menschliche Stückwerk sei.

Das Wort von den „Befreiern", welches Lieselotte lachenden Mundes ihrem Manne zugerufen hatte, ging Daniel Eckhardt vielfach durch den Kopf und verursachte ihm sogar manche schlaflose Nacht.

„Eckhardt war sicherlich in seinem Herzen ebensogut deutsch gesinnt, als jeder seiner Hausgenossen und Pfarrkinder, aber die halbamtliche Stellung zum dänischen Staat brachte ihn in eine sonderbare Lage, und sein gewissenhafter Sinn erschwerte ihm dieselbe nicht unwesentlich. Die weltlichen, dänisch geborenen Beamten

hatten sich hinter die Königsau zurückgezogen oder waren dorthin verjagt worden. Eckhardt aber stand als ein Kind deutscher Erde mitten unter den grimmigsten Feinden Dänemarks. Die Natur und die Stimme der Umgebung forderten von ihm gebieterisch patriotische Kundgebungen, aber er hatte dem Dänenkönig in feierlicher Eidesform das Gelöbnis der Treue gegeben, und obschon der Ausgang des Krieges unschwer vorauszusehen war, zögerte die Hand des neunten Christian dennoch mit der Abfassung jenes offenen Briefes, durch den er im Spätherbst das Versprechen der Treue zurückgab.

Aus diesem Grunde hielt der Pastor sich verpflichtet, die thatsächlichen Befreier Schleswig-Holsteins vorläufig als seine Feinde zu betrachten und peinlich jede Kundgebung zu vermeiden, die für das Gegenteil hätte ausgelegt werden können.

Es wurde in dieser Beziehung ein kleiner Krieg zwischen ihm und der weiblichen Macht des Hauses geführt. Lieselotte erschien eines Tages in einem blau und weiß gewürfelten

Frühlingskleide und trug dazu eine rote Schleife, und Inge, der die Trauer solche Kundgebungen verbot, schenkte dem „Herrn Pastor" zu seinem in den Mai fallenden Geburtstage eine Pfeife mit blau-rot-weißen Quasten.

Es ist wahr, daß Daniel Eckhardt nicht polterte und nur mäßigen Widerstand leistete, aber er nahm doch die Schleife mit einer leichten, halb liebkosenden Bewegung von der Brust seines Weibes fort und rauchte die Pfeife „bis auf andre Zeiten" ohne Quasten.

So still und gelassen dergleichen Dinge erledigt wurden, dennoch erriet der politisch geschärfte Sinn der Moorbüller, daß ihr Pastor gegen den allgemeinen Strom schwimme, und es verbreitete sich allmählich und ganz sacht die Auffassung von einer heimlichen Dänenfreundschaft des Geistlichen. Die Kirche wurde immer leerer, der Gruß auf der Straße weniger ehrerbietig, und eines Morgens flatterte über dem ehrwürdigen Dach der Moorbüller Pfarre eine Fahne mit den verhaßten dänischen Farben lustig im Winde. Die Hände böser

Buben hatten sie dort über Nacht angebracht, und es war ein Glück, daß Heinrich die Unthat zeitig bemerkte und das rot-weiße Tuch herunterholte, bevor die Dorfbewohner dahinter kamen. Aber die Thatsache blieb doch als ein Zeichen feindseliger Gesinnung bestehen, und Lieselotte sagte bei dem Mittagsessen unter dem beifälligen Nicken von Koch und Inge: „Lieber Daniel, könntest du dieser politisch erregten Zeit nicht ein ganz klein wenig mehr Rechnung tragen? Im entgegengesetzten Falle fürchte ich, daß die Herzen unsrer Pfarrkinder sich von uns abwenden, und daß wir einsam werden — —“

Einsam — das war es!

Daniel Eckhardt spürte bisweilen den leisen Schritt jenes grauen Geistes, der uns unmerklich einwebt, wie die Spinne ihr Opfer. Er hatte in jüngeren Tagen keine Empfindung dafür besessen, und nun ereignete es sich mitunter, daß er müßig an seinem Schreibtisch saß und die unendlich tiefe Bedeutung jener erhabenen Schöpfungsgeschichte durchgrübelte, nach welcher ein einsam über der Tiefe schwe-

bender göttlicher Geist erkennt, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein ist. Denn der Mensch ist nicht wie Gott. —

Der Pastor spürte bisweilen mitten in dem sehnsüchtigen Grünen und Blühen der Natur ein leises geisterhaftes Rauschen, als wenn schon die Blätter von den Bäumen rieselten, und dann strich er sich mit der Hand über das volle Haar und warf einen scheuen Blick in den Spiegel, um zu erforschen, ob der graue Hauch auf seinem Haupte schon lichtere Färbung angenommen habe.

Aber es war nichts daran zu erkennen; wenn irgendwo ein Reif lag, den die Sonne nicht mehr zu überwinden vermochte, dann mußte er an einer andern Stelle gesucht werden.

Kontrolleur Koch betrachtete häufig seinen Neffen mit besorgten Blicken und sprach auch mit Lieselotte über die seltsame Veränderung des thatkräftigen und selbstbewußten Mannes.

„Ich habe das auch schon beobachtet," sagte die Frau bekümmert, „verhüte Gott, daß diese Stimmung den Keim einer Krankheit andeutet."

Aber der Alte entgegnete lächelnd: „Daniel steht auf der Höhe des Lebens und in der Blüte seiner Kraft. Wenn eine Krisis sich vorbereitet, dann ist sie innerlicher Natur, und unser kurzsichtiger Menschenverstand kann das Ende nicht absehen. Wir müssen stillehalten und abwarten.“

Um diese Zeit wurde der Weltwinkel plötzlich und unerwartet von den letzten Zuckungen des Krieges erschüttert.

Ganz Schleswig befand sich in der Hand der verbündeten Mächte, nach einem kurzen Waffenstillstand wurde auch die jütische Halbinsel fast kampflos eingenommen, und nur zwischen dem Nordseedeich und den westfriesischen Inseln hielt ein kleines dänisches Geschwader unter Führung des Korvettenkapitäns Hammer die Blockade mit skandinavischer Hartnäckigkeit aufrecht. Wie eine Sturmwolke lag sie im Wattenmeer und drohte mit einer Landung. Da zogen an einem sonnigen Tage abermals Truppen über die Moorbüller Brücke und nahmen im Dorfe dauerndes Quartier.

Es waren österreichische Kaiserjäger, die

schon bei Översee siegreich gekämpft hatten und von einem späteren Schicksal bestimmt waren, im böhmischen Feldzug bei Nachod ihren Kriegsruhm mit dem Tode zu besiegeln. Sie befanden sich unter der Führung eines blutjungen Hauptmanns, der sich bei Översee sein Patent und die eiserne Krone erkämpft hatte, und es war natürlich, daß der höchste Offizier der kleinen Truppe bei dem ersten Mann des Dorfes Gastrecht forderte.

So geschah es, daß schon am folgenden Tage die schwarz-gelbe Fahne vor der Moorbüller Pfarre flatterte, und Pastor Eckhardt sich über diese Thatsache mit der Erwägung trösten mußte, daß der Krieg die Bedenken eines einzelnen Mannes nicht schont, und daß die Gewalt Fragen löst, vor denen das Gewissen zaghaft stehen bleibt.

Neuntes Kapitel.

„Ora pro nobis!“

Hauptmann Strauß brachte in den stillen Haushalt des Pastorats eine Umwälzung, die zuvor kaum für möglich erachtet worden wäre. Schon die Quartierfrage stürzte alles Bestehende in ein wildes Chaos. Die Räume der Pfarre waren nicht zahlreich, und da das Gelaß, in dem Hans seine letzten Ferien verbracht hatte, nur für den Burschen des Offiziers geeignet erschien, stand kein passendes Zimmer zur Verfügung. Onkel Koch erbot sich allerdings, in den Krug hinüberzusiedeln, aber er fand mit diesem Vorschlag in Lieselotte einen entschiedenen Gegner.

„Das fehlte noch,“ sagte sie eifrig, „daß das Alter der Jugend weichen müßte. Nein, Onkel, dich geb' ich nicht heraus, aber es muß auch so Rat geschafft werden.“

Und dann fing sie an zu disponieren wie ein Feldherr.

„Du, Daniel, kriegst dein Bett in die Studierstube, dir macht es am wenigsten aus; Inge schläft bei mir, und der Hauptmann bekommt Inges Stube — basta!“

Wenn eine Frau anfängt in kurzen Sätzen zu reden, dann haben die Männer sich zu fügen, und es geschah also.

Als aber Daniel Eckhardt sein Lager allein aufsuchte, da lag er noch lange wach, und es gingen ihm zwei Worte durch den Sinn: „Onkel, dich geb' ich nicht heraus“ — „Daniel, dir macht es am wenigsten aus.“

Es war eine bewegte Zeit; es kam wohl eine noch bewegtere.

Der junge Hauptmann stammte aus guter Familie und hatte ein weltmännisches Benehmen. Als er den Umsturz erfuhr, den sein Kommen im Pastorat hervorgerufen hatte, drückte er höflich sein Bedauern aus, küßte Lieselotte die Hand und versicherte der errötenden Inge, daß es ihm leichter geworden sei, die Dänen aus

Överſee zu vertreiben, als eine junge Dame aus ihrem reizenden Heim. Aber er machte keine Miene, das Quartier zu wechſeln.

Man konnte ſein Alter auf höchſtens ſechsundzwanzig Jahre ſchätzen, und es lag auf ſeinen feinen, faſt noch knabenhaften Zügen ein ſtiller weicher Ausdruck, der von Familienſinn Kunde gab und nicht durch das rauhe Kriegsleben hatte verwiſcht werden können. Er fühlte ſich auch offenbar wohl in der Nähe der Frauen und gab ſeinem Wunſche nach freundſchaftlichem Verkehr unverhohlenen Ausdruck. So machte es ſich ganz von ſelbſt, daß er allabendlicher Gaſt am Theetiſch wurde, und mit ſeiner liebenswürdigen Offenherzigkeit faſt alle Herzen des kleinen Kreiſes im Fluge eroberte.

Den alten Kontrolleur Koch behandelte er mit jener Ehrerbietung, die der Jugend im Verkehr mit dem Alter ſo wohl anſteht. Er nannte ihn nie anders als Herr Kamerad und verband mit dem Lob däniſcher Tapferkeit ſein Bedauern, daß jener zu alt ſei, um noch in die deutſche Armee eintreten zu können.

Er sagte Inge Jürgens, deren aufgeblühte Schönheit ihm keineswegs entging, niemals eine Schmeichelei, aber in jedem Worte, das er an sie richtete, lag eine Anerkennung ihres Anspruchs, als erwachsene Dame behandelt zu werden, so daß Lieselotte sich bisweilen berufen fand, auf die große Jugend des Mädchens hinzuweisen. Der Frau des Hauses aber brachte er eine unbegrenzte Verehrung entgegen und plauderte mit ihr ebenso aufrichtig von seinen Kriegserlebnissen, wie er mit allerliebster Vertraulichkeit zu ihr kam, wenn ihm ein Knopf am Uniformrock losgegangen war.

Nur mit Pastor Eckhardt schien sich kein rechtes Verhältnis anspinnen zu wollen. Es war in dem Hause des Geistlichen natürlich, daß im Gespräch häufig religiöse Themata berührt wurden, und Eckhardt brach dann gewöhnlich mit Rücksicht auf seinen katholischen Gast ab. Hauptmann Strauß aber empfand das nicht, er zeigte eine harmlose Wißbegier, fragte nach allen möglichen Dingen und legte dabei mitunter eine naive Unkenntnis der Lehren

seiner eignen Kirche an den Tag. Dann schüttelte der sattelfeste Theologe verwundert den Kopf, und einmal fragte er sogar: „Sagen Sie mal, Herr Hauptmann, sind Sie denn eigentlich ein Christ?" worauf Strauß lachend erwiderte: „O ja, Herr Pastor, aber ich bin so dumm, und in unserm Exerzierreglement steht nichts von diesen Dingen."

„Er ist oberflächlich und leichtsinnig," sagte Eckhardt dann wohl später zu seinen Hausgenossen und erregte damit einen vielstimmigen Widerspruch.

Während sich so am Tische der Herrschaft feine Fäden spannen, drohte in den Regionen von Stall und Küche der Harmonie ein jäher Untergang. Der Bursche des Hauptmanns war ein Kroat und hörte auf den Namen „Pankraz". Er radebrechte das Deutsch in lebensgefährlicher Weise, aber es hatte sich zwischen ihm und Heinrich doch eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses herausgebildet.

Den Anknüpfungspunkt bildete der Rappe

des Hauptmanns, dem ein Platz neben Schimmel angewiesen worden war.

Die beiden Gäule schnarchten sich gelegentlich an, schienen aber dann auf Waffenstillstandsverhandlungen einzugehen, und Pankraz strich seinen Pflegebefohlenen heraus.

„Ist sich leibhaftiger Satan," sagte er zu Heinrich, „hat sich bei Översee drei Hannemänner mausetot gebissen," worauf Heinrich entgegnete: „Das ist rein gar nichts. Unser Schimmel beißt alle Rotten tot und frißt sie obendrein auf."

Diese Überhebung fiel indessen zu Schimmels Nachteil aus, denn Pankraz stahl ihm fortan den Hafer aus der Krippe und fütterte damit seinen eignen Gaul.

Als Heinrich hinter diese Arglist kam, erfaßte ihn ein gerechter Zorn. „Du bist ein entfahmtiger Jesuwiter," sagte er, „und nicht besser als ein Hannemann, denn du gehst nicht mit gerechter Sache um und hast kein Christentum. Aber von einem Kerl, der keinen menschlichen Namen hat, sondern sich rufen läßt, wie

Krischan Petersen sein Hund, von so einem kann man auch keine Menschlichkeit verlangen, und du bist mir viel zu popelundisch, als daß ich mich mit dir befassen thäte." Worauf Pankraz entgegnete: „Schafskopp, ich dir schlagen alle Knochen im Leibe kaputt, und dann gehen zu Mine und heiraten schönes Mensch."

Zu derselben Zeit schrieb Inge an Hans:

„Es thut mir sehr leid, mein lieber Hans, daß Du jetzt nicht bei uns sein kannst, sondern Dich mit dem dummen Examen herumplagen mußt. Wir leben hier in einem fortwährend bunten Wechsel, und jeder Tag bringt etwas Neues. Denke Dir, ich bin aus meinem Stübchen vertrieben worden, und ein junger österreichischer Offizier hat von demselben Besitz ergriffen. Es that mir anfangs leid, aber Hauptmann Strauß ist wirklich so nett und rücksichtsvoll, daß man ihm nicht gram sein kann; und dann müssen wir doch immer bedenken, daß er sein Leben für unsre Befreiung eingesetzt hat, und es vielleicht noch fernerhin einsetzen wird. Denn der Krieg ist noch nicht

zu Ende. Hauptmann Strauß hat mir die ganzen Verhältnisse auseinandergesetzt, und er meint, daß die Österreicher — von den Preußen spricht er wenig — schließlich nach Kopenhagen marschieren müßten, um den König von Dänemark gefangen zu nehmen.

Er wird dann mindestens Oberst, aber ich wünsche es doch nicht, denn er kann dabei ebensogut totgeschossen werden.

Wir lesen auch bisweilen zusammen ‚Otto der Schütz' — Hauptmann Strauß heißt auch Otto — und andre hübsche Sachen; aber davon erzähle ich Dir, wenn Du im Herbst zu uns kommst. Sei nur recht fleißig, mein lieber Hans, daß Du Dein Examen bestehst und Student wirst. Ein Student ist doch etwas andres als ein Primaner. Ich merke das jetzt so recht im Verkehr mit Hauptmann Strauß, wenn er auch nicht studiert hat — —"

Hans hatte an diesem Briefe nur geringe Freude. Er zählte nach und fand, daß „Hauptmann Strauß" in demselben viermal vorkam, sein eigner Name aber nur zweimal, und das

„Otto" war nun vollends widerwärtig, ein charakterloses Ding, das von vorne und hinten gleich aussieht, just wie eine Uniform. —

Am nächsten Morgen saß er sehr zerstreut in der Klasse, und der alte Direktor sagte tadelnd: „Eckhardt, Sie sind nicht bei der Sache, Sie haben eben das Zeitwort ‚amare' mit ‚bitter' übersetzt, das darf bei einem Abiturienten auch im Traum nicht mehr vorkommen."

Was wußte der Direktor davon, daß das Lieben auch bitter sein kann, zumal für ein achtzehnjähriges Herz? —

Es war ein schwüler, gewitterschwerer Abend, und Lieselotte saß im Garten unter der großen Kastanie.

Jasmin und Jelängerjelieber erfüllten die Luft mit betäubendem Wohlgeruch, die Vögel schwiegen, und der Mond schien durch einen Schleier auf die stillen grünen Büsche.

Die junge Frau trug ein leichtes Kleid, dessen helle Farbe weithin durch die Dämmerung leuchtete, und sie hatte den blonden Kopf an die rauhe Rinde des alten Stammes zurück-

gelehnt. Vor wenigen Tagen war sie zweiunddreißig Jahre alt geworden und stand im Hochsommer ihres Lebens; aber sie sann darüber nach, daß der Kalender heute den 18. Juli verzeichne, und daß die erste Hälfte des nordischen Rosenmonats verstrichen sei.

Nun kam auch die Zeit, wo die Rose sich entblättert. —

Da ging ein leiser Schritt durch den Garten, und Hauptmann Strauß stand plötzlich neben der jungen Frau.

„Es wurde mir einsam auf meiner Stube," sagte er, „man sieht aus dem Fenster nur auf die Fennen, und sie gewähren einen trüben Anblick, denn die grüne Farbe erlischt unter dieser sonderbaren Beleuchtung. Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen, gnädige Frau?"

Lieselotte raffte freundlich nickend ihr Kleid zusammen, und der junge Offizier nahm an ihrer Seite Platz.

Er war gegen seine Gewohnheit sehr schweigsam und spielte nachdenklich mit einer aufgeblühten Centifolie. „Wie stille ist es," sagte

er endlich, „horchen Sie nur, man vernimmt nicht einmal das Quaken der Frösche. Es ist schwer, an einem solchen Abend daran zu denken, daß wir noch mitten im Kriege leben."

„Mich dünkt," entgegnete Lieselotte, „gerade der heutige Abend erinnert daran. Es liegt ein Gewitter in der Luft."

„Sie haben recht; und morgen wird es ausbrechen."

„Doch wohl schon diese Nacht, Herr Hauptmann."

„Wie man das nimmt, gnädige Frau," erwiderte er mit einem flüchtigen Lächeln. „Das Unwetter, von dem Sie reden, mag über Nacht kommen, aber meine Gedanken beschäftigen sich in diesem Augenblick mit einem andern bevorstehenden Ereignis.

„Was ist das?" forschte sie unruhig. „Dürfen Sie es mir nicht mitteilen?"

„Eigentlich nicht, gnädige Frau, aber Sie sind ja keine Verräterin und würden auch schwerlich die Gelegenheit dazu finden, wenn Sie es wirklich sein wollten. Wir werden

morgen den Dänen ein Treffen liefern, und es soll hoffentlich das letzte in diesem Kriege sein."

Lieselotte richtete sich erschrocken auf und sah dem Hauptmann in das gelassene Gesicht. „Mein Gott," sagte sie leise, „noch jetzt, wo ich alles vorüber wähnte, und schon morgen! Aber," fügte sie aufatmend hinzu, „die Dänen liegen weit draußen bei den Inseln, und Sie haben keine Schiffe. Da werden Sie wohl nur vom Deich aus mit Kanonen schießen?"

Strauß lächelte abermals und schüttelte den Kopf.

„Doch nicht, gnädige Frau. Das deutsche Geschwader kommt seewärts herein, und mir ist die Aufgabe zugefallen, von der Landseite aus den Angriff in Booten zu unterstützen."

„Das ist wohl sehr gefährlich, Herr Hauptmann?"

„Ja," entgegnete er einfach. —

Man vernahm ein leises Rauschen in den Zweigen als ersten Vorboten des heraufziehenden Gewitters. Hauptmann Strauß hatte sich vorgebeugt und begann langsam die Centifolie in

seinen Händen zu entblättern. Dann sagte er: „Sie werden mir gewiß glauben, gnädige Frau, daß die Furcht in meinem Herzen keinen Raum hat; ich wäre sonst ein schlechter Soldat meines Kaisers. Aber es ist dennoch begreiflich, daß man am Vorabend einer Schlacht ernst und vielleicht etwas wehmütig gestimmt wird. Ich bin jung genug, um mich des Lebens zu freuen, dennoch denke ich in diesem Augenblick weniger an mich, als an meine Mutter. Habe ich Ihnen schon von meiner Mutter erzählt?"

„Nein," entgegnete Lieselotte, „aber ich bitte Sie darum, es jetzt zu thun."

Und er stützte den dunkeln Kopf in die Hand und blickte zu ihr auf. „Meine Mutter lebt nicht in einer glücklichen Ehe, gnädige Frau. Ich will nicht sagen, daß mein Vater allein die Schuld daran trägt, aber die beiden verstehen sich nicht und werden es nie lernen, denn sie sind wie Tag und Nacht. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, und Sie werden begreifen —" Er unterbrach sich und hob leicht die Hand. „Nein, Sie können das doch wohl

nicht so ganz vollkommen begreifen, denn Sie haben ja keine Kinder. Aber es ist eine Wahrheit, daß meine Mutter mit einer ganz unbeschreiblichen Liebe an mir hängt, und daß sie in dieser Liebe Ersatz für alles findet, was ihr sonst versagt blieb. Wenn ich stürbe, dann würde das Licht ihres Lebens untergehen, und sie würde einsam und elend werden. Dieses Bewußtsein stimmt mich oft traurig, denn mein Beruf führt mich mitten durch den Tod, und ich liebe ebenfalls meine Mutter über alles. Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber ich habe niemals eine andre Liebe gekannt, und ich werde sie vielleicht niemals kennen lernen."

Lieselotte lächelte unter Thränen und legte ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes. „Wie sieht Ihre Mutter aus? Ich möchte mir gern ein Bild von ihr entwerfen."

„Sie hat Ähnlichkeit mit Ihnen, gnädige Frau, nur daß sie ungefähr zehn Jahre älter sein kann. Aber sie ist noch immer eine sehr schöne Erscheinung, obschon hier und da ein graues Haar an den Schläfen zum Vorschein kommt."

„Täuschen Sie sich nicht doch mit dieser Ähnlichkeit?“ fragte Lieselotte nachdenklich, und er entgegnete lebhaft: „Von dem ersten Augenblick an, wo ich Ihr Haus betrat, ist es mir aufgefallen, und Sie dürfen glauben, Frau Elisabeth, daß die herzliche Neigung, die ich zu Ihnen hege, wenigstens teilweise auf diese Ähnlichkeit zurückgeführt werden kann.“

Er streute die letzten Blätter der Blüte in den aufschauernden Wind, und Lieselotte erhob sich von ihrem Sitz.

„Das Unwetter kommt immer näher,“ sagte sie, „wir werden bald die ersten Blitze sehen. Also wirklich morgen — kann ich noch irgend etwas für Sie thun?“

Hauptmann Strauß schwieg einen Augenblick, dann faßte er die beiden Hände der jungen Frau. „Ich bin wohl nicht das, was man einen frommen Mann nennt, aber meine Kirche lehrt, daß die Fürbitte eines Menschen viel vermag. Meine Mutter besitzt keine Ahnung von dem, was mir morgen bevorsteht, wollen Sie die Stelle meiner Mutter vertreten?“

Lieselotte vermochte ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten. Sie nickte nur und wandte sich ab.

Über den Himmel fuhr ein heller Schein, dann erlosch das Mondlicht hinter einer dunkeln Wolke.

Zu derselben Zeit stand Daniel Eckhardt am offenen Fenster seiner Studierstube. Er arbeitete nicht und hatte auch kein Licht angezündet, sondern er sah nur hinaus in die niedersinkende Nacht und horchte auf das Heraufsteigen des Gewitters. Er konnte einen Teil des Gartens überblicken und sah das helle Kleid seiner Frau von dem grauen Stamm der Kastanie herüberleuchten. Bisweilen trug der aufrauschende Wind einen undeutlichen Laut an seine Ohren, und dann blitzte es plötzlich. Bei diesem sekundenlangen Licht sah er, daß Lieselotte ihre Hände aus denen des Hauptmanns löste und in das Haus zurückging; und er hatte die Empfindung, als ob dieser eine flammende Strahl seine ganze Vergangenheit beleuchtete, um die Zukunft in desto tiefere Nacht zu versenken.

Er zündete die Lampe an und setzte sich an den Schreibtisch. Seine unruhigen Hände begannen in der Heiligen Schrift zu blättern und schlugen endlich die Stelle des Propheten Jesaias auf, wo es heißt: „Und wird über sie brausen zu der Zeit, wie das Meer. Wenn man dann das Land ansehen wird, siehe, so ist es finster vor Angst, und das Licht scheinet nicht mehr oben über ihnen."

Später, als das Gewitter schon höher heraufgezogen war und fast über dem Moorbüller Pfarrhause stand, ging Daniel Eckhardt in die jenseits des Flurs belegene Wohnstube hinüber, um sich davon zu überzeugen, daß die Fenster sämtlich geschlossen seien. Er war davon überzeugt, daß Lieselotte, wie sie es gern bei Gewitter that, bereits ihr Lager aufgesucht habe, und es war wohl nur ein Zufall, daß er die Thür des Zimmers langsam und geräuschlos öffnete.

Da sah er im Hintergrund der tiefen Stube ein Licht brennen. Nicht eine helle Lampe, wie sie den traulichen Familienkreis zu bescheinen

pflegt, sondern eine düster flackernde Kerze, die nur wenige Schritt weit leuchtet und in großen Räumen einen unsäglich traurigen Eindruck hervorruft.

Neben dem Tisch, auf dem die Kerze stand, lag Elisabeth Eckhardt in knieender Stellung auf der Erde, und ihr stilles blasses Profil hob sich wie ein Rembrandtbild von dem dunkeln Hintergrund. Sie schien zu beten und weder des rollenden Donners, noch der finstern Gestalt zu achten, die lautlos und unbeweglich an der Schwelle des Zimmers stand.

Der Pastor trat leise zurück und schloß die Thür. Er ging in seine Stube und saß dort horchend und wartend, ob Lieselotte auf ihrem Wege nach der Schlafkammer noch bei ihm eintreten werde.

Er hörte auch ihren leichten Schritt über den Flur gehen, aber sie kam nicht.

Gegen Morgen war tiefe Stille eingetreten, wie es nach einem Ausbruch der Natur der Fall zu sein pflegt.

Lieselotte richtete sich plötzlich aus einem

unruhigen Halbschlummer auf und lauschte. Von der Hinterstube, wo Hauptmann Strauß wohnte, kam ein vorsichtiger Schritt durch die Küche, und das leise Klirren eines Säbels klang vom Estrich zurück. Kurz darauf ertönte in der Dorfstraße gedämpfter Trommelschlag, und nun wachte auch Inge auf und fragte schlaftrunken, was das bedeuten solle.

„Sie ziehen zum Kampf aus," entgegnete Lieselotte. „Ich habe es schon gestern abend gewußt, aber ich dachte nicht, daß es so früh sein werde."

Die beiden Frauen schlüpften aus ihren Betten und lugten durch die Vorhänge des Fensters. Sie konnten durch den Garten einen Teil der Dorfstraße überblicken und sahen stille, stumme Gestalten im ersten Morgengrauen vorüber ziehen; allen voran ein Reiter auf schwarzem Roß.

„Tante Lieselotte," sagte Inge fröstelnd, „das sieht aus wie ein Leichenzug. Laß uns wieder ins Bett gehen, das Gewitter hat mich lange wach gehalten."

„Mich auch," entgegnete jene, „aber es ist noch nicht vorbei." Und dann küßte sie das Mädchen auf die warmen Lippen. „Schlaf du nur weiter, mein Liebling, ich werde wohl kaum dazu im stande sein."

Dieser 19. Juli, den die Geschichte des dänischen Krieges verzeichnet hat, war hell und sonnig. Das vorausgegangene Gewitter hatte die Luft von allen Dünsten gereinigt, und es wehte ein lebhafter erfrischender Wind seewärts herein.

Im Dorfe Moorbüll herrschte eine eigentümliche Bewegung. Männer und Frauen standen in erregter Unterhaltung gruppenweis zusammen, und hier und da zeigte sich ein jugendliches Mädchengesicht mit verweinten Augen. Man erzählte sich davon, wie der Aufbruch so plötzlich im ersten Morgengrauen erfolgt sei, daß die armen Leute nicht einmal ihren Kaffee bekommen hätten, und Laurette machte den Vorschlag, auf Gemeindekosten einen großen Kessel voll Grütze zu kochen und nach Südwesthörn zu bringen, wo die Einschiffung der Truppen

stattfinden sollte. „Es ist ein geschichtliches Monument,“ sagte sie, „denn in vorheidnischen Zeiten haben die friesischen Frauen schon einmal Brei gekocht und damit einen großen Sieg errungen; als die Mannsleute ausreißen wollten, da ergriffen die Weiber das Panier und klaxten den Dänen den Brei üm die Snauze.“

Jakob Appelboom stand vor seinem Hause, focht mit den Armen in der Luft und schilderte seine Erlebnisse in der Morgenfrühe. „Ich hatte die Nacht nicht schlafen können,“ sagte er, „denn es lag mir prophetisch in den Gebeinen, und dann hatte ich auch ein krankes Schaap. Da ging es mit einmal trumm, trumm, just wie es im Stammbuchverse heißen thut: Es geht mit gedämpfter Trommel Schall —, und als ich auf meinen Staven hinaustrat, da zogen sie an mir vorüber, wie eine tote Geisterschar. Und was dem Hauptmann sein Gaul ist, der blies immer einen feurigen Dunst aus seinen Nüstern. Drüben aber, im Prestergarten, da saß ein Rabe auf der Kastanie und schrie immer zu: ‚krax, krax!‘ Da habe ich meinen

einen Tüffel genommen und das swarze Biest damit gesmissen; der Tüffel liegt noch drüben bei Presters, ich werde ihn mir aber wieder holen, denn er ist noch nicht mangelbar."

Küster Bahnsen war mit dem Kieker seiner Frau in den Kirchturm hinaufgestiegen, und Frau Bahnsen hatte ihm ein Bettlaken mitgegeben, das sollte er als Fahne heraushängen, wenn die Österreicher gesiegt hätten. Er kam aber bald wieder herunter und berichtete, es liege ein Schleier auf der Nordsee, und man könne nichts erkennen.

So wuchs die Spannung ins Ungemessene.

Gegen Mittag vernahm man in langen Pausen ein dumpfes Rollen, und Godber Jansen ließ in das Pastorat melden, das sei Kanonendonner; er habe als Soldat gedient und müsse es wissen, worauf Heinrich bemerkte, Godber Jansen habe weder das Pulver erfunden, noch es jemals gerochen. Aber Kontrolleur Koch bestätigte die Ansicht des Gekränkten.

Man verzehrte hastig und schweigend das Mittagessen, und Lieselotte sagte darauf zu

Inge: „Komm, Kind, wir wollen nach Horsebye hinübergehen. Der Deich rückt dort ohne Vorland an das Meer heran, und vielleicht können wir etwas sehen oder hören. Diese Ungewißheit ist ja gar nicht mehr zu ertragen."

Inge erklärte sich einverstanden, und so wanderten die beiden über die Fennen, zuerst schweigend, dann aber allmählich von dem redend, was aller Herzen bewegte.

„Wir werden nun bald Frieden haben," sagte das Mädchen, „und dann kehren wieder die stillen Tage bei uns ein. Wenn der Herbst da ist, kommt Hans —"

Sie fügte nach einem kurzen Sinnen hinzu: „Weißt du, Tante Lieselotte, fast möchte ich wünschen, daß Hans diesen Krieg mit durchgekämpft hätte. Es müßte natürlich alles gut gegangen sein, das versteht sich ganz von selbst, aber dann könnten wir auch alle stolz auf ihn hinblicken —"

„Dürfen wir das nicht auch so, Inge, ohne es mit Sorge und Kummer zu erkaufen?"

„Gewiß Tante — aber Hans hätte sich

schon durchgeschlagen. Ich wenigstens würde nicht um ihn bange sein, und was dich anlangt —"

Sie schwieg etwas verwirrt und blickte auf den Boden.

„Du meinst," sagte Lieselotte ruhig, aber doch mit einem leisen Gefühl der Bitterkeit, „du meinst, Inge, er sei zum mindesten nicht mein leibliches Kind. Du hast das nur nicht aussprechen mögen, und es ist doch ein nahe liegender Gedanke. Aber Hans hat ja noch einen Vater, Inge —"

Da schlang das Mädchen seinen Arm stürmisch um den Nacken der jungen Frau. „O Tante," entgegnete sie zärtlich, „wie kannst du nur so reden! Du kennst ja nichts als Liebe, und du verdienst es, von allen über alles geliebt zu werden, anstatt beiseite zu stehen."

Sie hatten Horsebye erreicht und gingen der Abkürzung halber, oder einer stillschweigenden Vereinbarung folgend, über den kleinen Friedhof, der sich dicht an den Deich schmiegte.

Lieselotte blieb an Jürgens Grab stehen und beugte sich nieder, um einige Grashalme herauszuziehen, die zwischen den Immergrünpflanzen emporgewuchert waren.

„Nein, Inge," sagte sie, an die letzten Worte anknüpfend, „so darfst du nicht reden. Wenn es jemals einen Menschen gab, der die reine selbstlose Liebe unsres Erlösers zur Richtschnur seines Lebens gemacht hat, dann war es der Mann, den wir hier begraben haben. Ich bin nur ein schwaches, irrendes Weib. Bleib du hier bei dem Grabe deines Vaters zurück und laß mich allein auf den Deich steigen, um über das Meer zu sehen."

So setzte sich Inge neben den grünen Hügel in das wehende Gras, und die junge Frau erstieg den Kamm des Deiches. Sie stand dort lange unbeweglich, und der Wind flatterte mit ihren Kleidern. Einmal hob sie die Hand nach den Augen, aber wer sie dort beobachtete, der hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie den Blick gegen das sonnenbeglänzte Meer schirmte, oder ob sie eine heimliche Thräne abtrocknete.

Nur der, dem nichts verborgen bleibt, weiß es. —

Endlich kehrte sie zurück und sagte zu Inge: „Man hört keinen Kanonendonner und sieht keinen Rauch. Das Meer ist so leer und so öde, als ob es alles verschlungen hätte. Und die Flut wächst."

Inge aber achtete kaum auf ihre Worte. Sie lugte mit den scharfen Augen in das Flachland und deutete mit der Hand rückwärts: „Sieh doch, Tante, das muß unser Schimmel sein, und wenn ich nicht irre, dann wird er von Onkel Koch geritten. Jetzt flattert ein Taschentuch im Winde."

Sie verließen den Friedhof und eilten dem Reiter entgegen. Es war Onkel Koch, und er ritt, wie ein alter Husar reitet. Dicht vor den Frauen parierte er das Pferd, sprang mit jugendlicher Leichtigkeit ab und rief halb atemlos: „Schleswig-Holstein ist befreit, und der Krieg hat ein Ende! Soeben traf von Südwesthörn ein Bote mit der Nachricht ein, daß

Hammer kapituliert hat und gefangen genommen worden ist. Nun danket alle Gott!"

Und während Ingeborg Jürgens sich dem Alten jubelnd in die Arme warf, stand Elisabeth Eckhardt stumm und zitternd da. Endlich trat sie näher und sagte leise: „Du hast noch eine Botschaft, Oheim. Sprich sie aus."

Da sah er ihr tief in die Augen und legte seine Hand auf ihren Arm. „Es ist kein Sieg ohne Opfer, Lieselotte; so lange die Welt besteht, war es nicht anders. Der Bote hat berichtet, daß Hauptmann Strauß schwer verwundet worden sei. Aber soviel ich weiß, hegt man noch Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens."

Zehntes Kapitel.

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
So sehr sie die Liebe auch trieb.“

Es ist inzwischen wieder so stille in dem Moorbüller Pastorat geworden, daß ein aufmerksames Ohr das Nagen der Ratten im Gebälk und das Bohren des Holzwurms in Truhe und Lade vernehmen könnte.

Die ausrauschende Zeitwelle rinnt in dem gewohnten breiten Bett unmerklich dahin, und wenn auch der Friede noch nicht thatsächlich abgeschlossen ist, so ruhen doch die Waffen, und weder Sieger noch Besiegter denkt an ihre nochmalige Wiederaufnahme, sondern überläßt der Diplomatenkunst den Ausbau des neuen Hauses.

So kehrt auch unter dem einzelnen Dache die alte Ordnung wenigstens scheinbar zurück.

Inge Jürgens hat ihr Stübchen wieder be-

zogen und alles aus demselben verbannt, was an eine Entweihung durch Männerhände erinnern könnte. Eckhardts Studierstube ist von der verunzierenden Gegenwart eines einsamen Junggesellenlagers befreit, und Schimmel frißt im Stall seinen Hafer allein, ohne einen Eingriff räuberischer Hände in seine Rechte fürderhin befürchten zu müssen.

Aber unter der stillen Oberfläche des Daseins gärt und wühlt ein unbekanntes Wesen und droht jeden Augenblick sein häßliches Antlitz an das Licht des Tages emporzuheben. —

Die Nachricht von der Verwundung des Hauptmanns Strauß hatte sich in milderer Form bestätigt. Es stellte sich heraus, daß eine Lebensgefahr nicht vorhanden sei, und daß es nur längerer Ruhe bedürfe, um den jungen Krieger seinem Beruf und seiner Familie zurückzugeben. Er war, soweit die Berichte Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben durften, nach Sylt gebracht worden, um von dort aus die Heimreise in sein Vaterhaus anzutreten.

Er sollte sie inzwischen auch angetreten haben.

Sein Name wurde in dem Pfarrhause kaum mehr genannt. Nur bisweilen, wenn Eckhardt und Onkel Koch bei ihrem gewohnten Schach saßen und die Wolken des Tabaksrauchs über das Schlachtfeld hinzogen, sagte der Kontrolleur wie aus tiefen Gedanken heraus: „Der Strauß war doch ein famoser Kerl, man mag die Sache drehen wie man will — Schach spielen konnte er auch —" Inge aber behauptete, Onkel Koch sage das nur, wenn er in der Klemme sei, denn dann mache der „Herr Pastor" allemal einen falschen Zug. Die Jugend und das Alter vermochten darüber zu scherzen; sie ahnten nichts von dem Geist in der Tiefe.

Lieselotte wurde täglich stiller und blasser, und als eines Tages der Hausarzt vorsprach, um, wie er sagte, „nach dem Rechten zu sehen", schüttelte er unzufrieden den Kopf und nahm Eckhardt beiseite.

„Ihre Frau gefällt mir nicht, Herr Pastor," sagte er, „ich vermisse die frischen Farben und das muntere Wesen. Der Sommer mit seinen Kriegswirren scheint sie angegriffen zu haben,

lassen Sie sich Urlaub geben, und gehen Sie mit ihr ein paar Wochen irgendwohin. Der Ort ist ziemlich gleichgültig, die Hauptsache bleibt ein Wechsel."

Eckhardt blickte dem Doktor gespannt in das Gesicht. „Ist wieder eine Krankheit im Anzuge?"

„Nein, Herr Pastor, aber mir scheint, daß die rechte Lebensfreudigkeit im Abzug begriffen ist."

Da sah der Geistliche vor sich nieder und schwieg eine lange Weile. „Ich kann mich nicht frei machen," sagte er endlich, „die Horsebyer Pfarre ist seit dem Tode meines Freundes noch nicht wieder besetzt, und ich muß sie mit versehen. Aber ich habe natürlich nichts dagegen, wenn Sie meiner Frau eine Erholung verordnen."

„Sollte das denselben Erfolg haben?" fragte jener schlau lächelnd, und Eckhardt entgegnete ernst: „Ganz gewiß, Herr Doktor. Ich glaube sogar, daß, wenn es sich um eine Veränderung handelt, meine Person nur dabei im Wege sein würde."

Daniel Eckhardt machte noch an demselbigen Tage seiner Frau Mitteilung von den Wünschen des Arztes, und Lieselotte erhob keinerlei Einwendungen. „Der Doktor hat vielleicht recht,“ sagte sie, „und die Sache läßt sich ohne viel Kostenaufwand bewerkstelligen. Annemarie hat neulich in einem Briefe an Inge geklagt, daß sie sich sehr einsam fühle, und bei dieser Gelegenheit eine Einladung an mich einfließen lassen; wenn du damit einverstanden bist, Daniel —“

Bereits einige Tage später reiste sie ab. Eckhardt brachte seine Frau nach Südwesthörn auf den Ewer, der zu jener Zeit eine Art Postverkehr mit Föhr unterhielt, und als er durch die ihres Fruchtsegens schon entblößte Marsch zurückkehrte, und die Fäden des Altweibersommers um sein Haupt flogen, da griff er gedankenvoll in die stille Luft, als wenn er einen Schatten von sich hinwegscheuchen müßte.

Und nun kehrten in dem Moorbüller Pfarrhause wieder jene Tage zurück, deren Einförmigkeit Eckhardt vor vier Jahren veranlaßt hatte, eine junge Frau über seine Schwelle zu

führen — aber sie kamen mit siebenfachem Druck.

Wir spüren oft kaum im täglichen Leben die Gegenwart eines Menschen, sie kommt uns nur hier und da zum Bewußtsein durch ein flüchtiges Wort und vielleicht durch eine Berührung der Hand. Aber wenn diese kleinen Zeichen plötzlich aufhören, dann entdecken wir, daß mit ihnen auch die unendlich stille Liebesarbeit erloschen ist, für die unser beschränkter Sinn bisher keinen Maßstab besaß.

Eckhardt sprach das eines Tages aus, als er die Treppe zu Onkel Kochs Erkerstube hinaufgestiegen war, weil es ihn so unheimlich leer und öde im Hause dünkte.

Und der alte Mann nickte dazu in seiner gelassenen Weise.

„Solche Erkenntnis kommt uns allen einmal im Leben,“ sagte er, „und bisweilen auch häufiger. Und ich meine, daß wir Gott auf den Knieen danken müssen, wenn sie nicht über einem Grabe aufgeht.“

„Wie kommst du auf den Gedanken, Oheim?“

Koch that einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. „In meinen Jahren denkt man wohl mal an das Grab, lieber Daniel. Aber es braucht noch kein toter Leib in dem Grabe zu liegen, es kann auch eine tote Liebe sein. Gott bewahre uns alle davor."

Das war eine Andeutung, deren tiefer, warnender Ernst nicht mißverstanden werden konnte. Es war nicht Onkel Kochs Art, viele Worte über solche Dinge zu verlieren, aber es machte mehr Eindruck, wenn er warnend den Finger hob, als wenn ein andrer lange Reden gehalten hätte.

Am Abend dieses Tages ging Eckhardt noch spät aus seiner Studierstube hinüber in das Wohnzimmer seiner Frau.

Das hatte gar keinen Zweck, denn es war keine Menschenseele dort, mit der er sich hätte unterhalten können, aber er stellte die Lampe auf den kleinen Nähtisch am Fenster und setzte sich auf den Stuhl, wo Lieselotte zu sitzen pflegte.

Er nahm mechanisch all die kleinen Sächelchen zur Hand, die von ihr täglich benutzt wurden,

und deren Dasein einem Manne oft so nichtig erscheint, und er entsann sich plötzlich, daß er kurz nach dem Tode seiner ersten Frau eine ähnliche zwecklose Handlung vorgenommen hatte. —

War Lieselotte denn tot — —?

Nein, sie hatte noch gestern geschrieben und mitgeteilt, daß sie sich zu erholen beginne. Aber ein argwöhnisches Auge konnte aus der etwas gezwungenen Form dieses Briefes herauslesen, daß die Hand ihn mehr geschrieben habe als das Herz. — War denn die Liebe tot — —?

An dieser Stelle, wo Daniel Eckhardt jetzt saß, hatte er sein Weib im Gebet knieen sehen, und er wußte noch heutigen Tages nicht, welches der Inhalt jener Zwiesprache mit Gott gewesen war; die Erfahrung lehrte ihn nur, daß nach der Erkenntnis von Gut und Böse die Lippen der Sterblichen anders zu beten pflegen, als im Stande der Unschuld. —

Noch eine andre Bewegung brachten jene Tage. Es war um die Zeit, wo Hans sein Abgangsexamen machen sollte, aber der Tag stand nicht fest, und Inge lugte häufig über

das Staket des Gartens, bis „Hieronymus der Zauderer“ mit seinen knarrenden Brotkörben die Dorfstraße entlang kam und in der Küche des Pastorats zwischen fettglänzenden Heißewecken seine Briefschaften und Zeitungen hervorholte.

Dann schob Inge ihr neugieriges Köpfchen über seine Schulter und er sagte gewöhnlich: „Es ist noch immer nix da, Mamsellchen; aber schöne Zuckerherzchen habe ich zu verkaufen, mit lieblichen Sprichwörtern; wenn Sie damit einstweilen zufrieden sein wollen —?“

Nein, das wollte sie nicht; aber eines Tages hielt Hieronymus einen Brief hoch, und Inge mußte danach springen.

„Was krieg’ ich nun, Mamsellchen?“

„Eine Bankmark,“ rief Inge atemlos und lief nach ihrer Stube; der alte Schäker aber wischte sich den Mund und sagte zu Mine: „Was andres wäre mir schon lieber, aber dich kann ich nicht vor einen Ersatz taxieren, Mine.“

Hans kündete sein bestandenes Examen an. „Es war riesig schwer,“ schrieb er, „wir haben

pyramidal gebüffelt; aber der Uralte meinte, die Sache sei patent gegangen, und morgen haben wir einen feudalen Abschiedskommers. Einen kleinen Pump habe ich auch anlegen müssen, denn das Moos war mir gänzlich ausgegangen."

Es folgten einige aufgeregte Tage.

Inge wirtschaftete rastlos umher und stellte das ganze Haus auf den Kopf. „Es soll ein schöner Empfang werden," sagte sie zu Onkel Koch, „und die ganze Sorge ruht jetzt auf meinen Schultern. Heute mittag gibt es nur Buttermilch und Klöße, der Herr Pastor ißt es nicht gern, aber ich kann ihm nicht helfen, denn das kocht sich von selbst."

Auf den folgenden Tag wurde Hans gegen Abend erwartet. Als aber Inge in den Vormittagsstunden das Stübchen mit Blumen ausschmückte, da hörte sie plötzlich Ali freudig winseln, und gleich darauf legten sich zwei warme Hände neckisch über ihre Augen.

Inge wandte erschrocken den Kopf und fand sich halb in den Armen eines jungen Mannes,

dem ein keckes Bärtchen über den lachenden Lippen sproß. Sie trat dunkelrot zurück. Auch Hans ließ seine Arme sinken. „Verzeih mir den Überfall, liebe Inge," sagte er befangen, „aber ich fühlte mich so lebhaft in die Vergangenheit versetzt, und dann vergaß ich auch, daß du noch Trauer um deinen Vater trägst."

Das junge Mädchen sah einen Augenblick an dem dunkeln Kleide nieder, daß die schlanke Gestalt umschloß, und reichte dann Hans die Hand. „Ich habe dir nichts zu verzeihen, lieber Hans, wir sind ja alte Jugendbekannte. Aber deine plötzliche Ankunft überraschte mich, denn wir hatten dich erst auf den Abend erwartet."

„Ist es gut so?" fragte er lächelnd und ließ ihre Hand zögernd fahren.

„Sehr gut, Hans, du bist zu jeder Zeit willkommen. Und nun will ich deinen Vater rufen und Onkel Koch."

„Halt, Inge — zuerst Mutter. Wo ist sie?"

„Weißt du das denn nicht? Hat dein Vater dir nichts davon geschrieben?" sagte sie erstaunt, und als er mit einem unruhig forschenden Blick

den Kopf schüttelte, erzählte sie in eiligen Worten die Begebenheiten der letzten Zeit. Dabei gingen die beiden langsam nebeneinander her in den Garten, wo Pastor Eckhardt vermutet wurde. Das Gesicht des jungen Mannes hatte sich allmählich aufgeheitert, er nickte zufrieden und meinte: „Nun, Föhr ist ja nicht aus der Welt, und wir werden Mutter schon wiederkriegen. Inzwischen hast du also die Hausfrauenwürde, und ich bin dir auf Gnade oder Ungnade überliefert. Aber nett ist es doch, Inge, daß du nicht auch mit ausgeflogen bist, sonst würde ich am Ende morgen meinen Ranzen wieder packen."

Sie waren bei einer Strohhütte angelangt, die am Ende des Gartens lag, und standen plötzlich vor Eckhardt. Der Pastor hatte sie herankommen sehen und auch die letzten Worte vernommen. Nun stellte er die Pfeife aus der Hand und umarmte Hans.

„Willkommen im Vaterhaus, mein Junge," sagte er mit einer besonderen Betonung. „Wir sind lange voneinander getrennt gewesen, und

ich fürchte fast, daß es dir hier etwas fremd geworden ist, aber wir wollen recht oft beisammen sein und uns wieder aneinander gewöhnen."

Es war in diesen Tagen eine weiche Stimmung über den Mann gekommen, die seiner Umgebung auffallen mußte. Er schien das Bedürfnis zu empfinden, Beweise der Liebe auszuteilen und zu empfangen, und die unbeholfenen schüchternen Versuche, die diesem Bedürfnis Ausdruck verleihen sollten, hatten etwas unsäglich Rührendes.

Wenn er im Garten plaudernd oder redend — denn er verstand nicht zu plaudern — mit Hans auf und ab ging, dann legte er wohl auf Augenblicke seinen Arm um die Schulter des jungen Mannes und zog ihn verlegen wieder zurück, sobald jener eine vielleicht ganz unbewußte Bewegung machte. Mit dem Bestreben, das Autoritätsverhältnis zwischen Vater und Sohn zu mildern, erzählte er lustige Studentengeschichten aus seiner Universitätszeit und brach fast beschämt ab, wenn Hans ihn verwundert anblickte. Ja, er ging, wie in den frühesten

Tagen seines Witwertums, am späten Abend noch in die Schlafkammer des Jünglings und betrachtete mit einem wehmütigen Lächeln den Schlafenden.

Auch an Inge wandte er sich mit seinem stillen Werben.

„Warum bist du fremder gegen mich, als gegen Hans und Onkel Koch?“ sagte er einmal zu ihr. „Dein Vater war der einzige Freund, den ich in meinem Leben besessen habe —“

So nannte Inge ihn infolgedessen zwar nicht „du“, aber doch „Onkel Eckhardt“. Gegen Hans aber äußerte sie sich dahin, daß in dieser Beziehung zu viel Ecken vorkämen, und Hans pflichtete ihr lachend bei.

Es war, als ob Lieselotte vergessen wäre.

Die beiden jungen Leute hatten genug damit zu thun, ihre eigne aufblühende Liebe voreinander zu verbergen und das geschwisterliche Verhältnis äußerlich zu wahren. Sie vermieden fast ängstlich jede Berührung und gaben sich nicht einmal zum „Gutenmorgen“ und „Gutenacht“ die Hand. Onkel Koch fand vollauf

Beschäftigung, an Stelle seines für solche Dinge blinden Neffen dieses zarte Aufkeimen sorgend zu überwachen, Heinrich und Mine aber tuschelten den ganzen Tag zusammen und bereiteten große Dinge vor.

Eines Tages kam Heinrich mit feierlichem Gesicht in Eckhardts Studierstube und sagte: „Herr Pastor, wir sünd nun einig, und zu Michaeli wollen wir flütten. Mine riskiert es sich nicht kund zu geben, und da habe ich als männlicher Teil wohl die Pflicht, es zu befürworten."

Eckhardt blickte verwundert von seinem Buche auf.

„Was soll das bedeuten, Heinrich?"

„Es ist nämlich mit Schimmel nicht mehr zu machen, Herr Pastor. Die Sweine sünd mir ja an das Herz gewachsen, und unser Bullenkalb macht mir auch Freude, aber das Racker von Schimmel hat mich neulich an die Wand geklemmt und mich ünnerzukriegen bestrebt. Ich laß mich aber nicht ünnerkriegen, Herr Pastor, und dadrum will ich freien."

„Du willst Mine heiraten?“ fragte Eckhardt, und Heinrich hob seinen lahmen Arm. „Ich bün ein alter Kräpel, Herr Pastor, und sie ist was hartmäulig. Aber wir getrauen uns noch ein eheliches Verhältnis zu Schick zu bringen, was nicht slechter ist, als andre eheliche Verhältnisse, sintemalen sich keiner von uns unterkriegen läßt, und wenn es dennoch mal sein sollte, dann werde ich als der Öllerhaftere dieses Part auf mich nehmen.“ Gegen solche Gründe war denn schlechterdings eine Einwendung nicht zu erheben, und Pastor Eckhardt nahm kopfschüttelnd die Kündigung entgegen.

„Wir haben nun viele Jahre mit unsern alten Dienstboten gelebt,“ sagte er zu Onkel Koch. „Ich habe das Gefühl, als wenn alles aus dem Leim ginge. Nun fehlt nur noch, daß du uns auch die Freundschaft kündigst, dann ist es hier ganz einsam, denn das junge Volk wird ohnehin bald davonflattern.“

„Mir wird schon von einem andern gekündigt werden,“ entgegnete der Alte, „ich spür's tagtäglich mehr in meinen Knochen. Weißt du

was, Daniel, schreib an deine Frau, daß sie bald zurückkommt. Ich glaube, die Leute reden schon darüber, daß sie so lange ohne dich fortbleibt."

Eckhardt ging gegen Abend in das Dorf. Er wollte einmal bei Frau Küster Bahnsen vorsprechen, um den Rat dieser erfahrenen Frau darüber einzuholen, durch wen das ausscheidende Gesinde am besten ersetzt werden könnte, und sein Weg führte ihn dabei über die Werft von Christian Petersen.

Das Kriegsbeil war zwischen den beiden Männern eigentlich nie ganz begraben worden, aber es hatte sich im Laufe der Zeit wenigstens ein erträgliches äußerliches Verhältnis herausgebildet, so daß sie einander grüßten und auch gelegentlich ein Wort zusammen redeten.

Und an diesem Abend stand der Krämer seiner Gewohnheit gemäß mit den Händen in der Tasche unter der Thür.

„Guten Abend, Herr Pastor," sagte er, als Eckhardt vorüberging, „wollen Sie noch einen kleinen einsamen Spaziergang machen? Es ist

ein nachdenklicher Abend, aber ich glaube, wir kriegen bald Umschlag."

„Sie meinen im Wetter, Herr Petersen?"

„Wie man das nimmt, Herr Pastor. Ist es denn wahr, daß Ihre Leute alle fort wollen?"

Eckhardt nickte. „Sie heiraten sich —"

„Dumm genug sind sie dazu. Und was ich noch sagen wollte — können Sie mir nicht sagen, was für ein Mittel Sie gegen die Ratten angewandt haben? Das Viehzeug soll ja all aus dem Pastorat ausgezogen sein, und Godber Jansen sagt, nun hätte er sie im Keller."

„Davon weiß ich nichts," sagte Eckhardt, und ging weiter. Aber Christian Petersen schien an diesem Abend eine absonderliche Neigung für seinen Pastor zu besitzen, denn er begleitete denselben bis zur Ecke des Hauses.

„Was meinen Sie, Herr Pastor," sagte er vertraulich, „ob wir nun wohl endlich Frieden kriegen? Neulich schrieb mir ein Bekannter aus Wyk, sie hätten dort einen österreichischen Hauptmann im Bade, und der habe gesagt, es

werde demnächst wohl zwischen Österreich und Preußen losgehen."

„Was weiß ein österreichischer Hauptmann von der hohen Politik?" entgegnete Eckhardt wegwerfend, und Christian Petersen lachte vor sich hin. „Nu, nu, Herr Pastor, das ist ein verflixt gescheiter Kerl. Sie kennen ihn ja, denn er hat bei Ihnen im Quartier gelegen —"

Sie waren bei der Ecke des Hauses angelangt, und der Pastor stützte sich plötzlich mit der Hand an das Gemäuer.

„Hauptmann Strauß?" sagte er, mühsam nach Fassung ringend. „Ich denke, der war auf Sylt und ist später in seine Heimat abgereist."

„Das erstere stimmt, Herr Pastor, und was das letztere anlangt, so ist es ja möglich, daß Hauptmann Strauß in Wyk auch seine Art Heimat gefunden hat. Was macht denn übrigens Ihre liebe Frau?"

Eckhardt ging in der niedersinkenden Dämmerung mechanisch seinen Weg weiter. Er betrat den Friedhof, hinter dem das Küsterhaus lag,

und blieb unterwegs neben dem Grabe seiner ersten Frau stehen. Es fiel ihm in dieser Stunde auf, daß die Sandsteinplatte tief in den Erdboden gesunken und langes hartes Gras um ihren Rand emporgewachsen war. „So versinkt alles,“ dachte er, „ich glaube, es ist am besten, wenn man das Gras wachsen läßt.“

Und dann befand er sich, ohne es recht zu wissen, in der niedrigen Küsterstube, wo Frau Bahnsen am Fenster saß und mit ihren Gedanken eine Dämmerstunde abhielt.

„Ich sah Sie drüben auf dem Kirchhof stehen, Herr Pastor,“ sagte sie, „und ich hatte so eine Ahnung, daß Sie mal herüberkommen würden. Wissen Sie auch, daß es nun schon fünfzehn Jahre her sind, als wir ihre Frau begruben?“

Daniel Eckhardt setzte sich neben seine alte Freundin und stützte den Kopf in die Hand. „Nein, Frau Bahnsen,“ entgegnete er, „es ist mir, als ob es heute gewesen wäre.“

„Freilich, die Jahre sind wie ein Tag.

Aber ich war damals noch rüstig auf den Beinen; nun bin ich alt."

„Ich auch," sagte Eckhardt leise.

„Es ist ja kaum ein grauer Schimmer auf Ihrem Kopfe, Herr Pastor. Alt mit fünfundvierzig Jahren? Natürlich, die Menschen können sich auch alt machen vor der Zeit, aber dann tragen sie meistenteils selbst die Schuld."

„Wo liegt denn meine Schuld, Frau Bahnsen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Pastor, und wenn Sie zehnmal der Vorgesetzte meines Mannes sind. Denn Sie stammen doch aus der Marsch, wo man kein Blatt vor den Mund nimmt, und ich habe Sie schon gekannt, als Sie noch so klein waren. ‚Der Daniel wird mal ein ganzer Mann,' sagten die Leute, ‚er weiß, was er will.' Und freilich, Herr Pastor, der Daniel ist auch ein Mann geworden, vor dem man Respekt haben muß, ein Gelehrter und ein tüchtiger Prediger obendrein; denn wenn er auch mal was hart auf die Kanzel schlägt, so haben wir dafür einen harten Kopf.

Aber zu einem ganzen Mann gehört doch noch mehr, daß er nämlich nicht allein weiß, was er will, sondern auch, was andre wollen. Und soll ich Ihnen sagen, was andre wollen, oder besser ausgedrückt, was diejenige will, die aus einem Manne erst was Ganzes zu machen berufen ist?"

„Sagen Sie es nur getrost, Frau Bahnsen."

„Sie will Liebe, Herr Pastor. O nein, machen Sie jetzt mal nicht die Handbewegung, die ich an Ihnen kenne, sondern hängen Sie auf eine Weile den Geistlichen an den Nagel, und sitzen Sie hier neben mir als ein Mensch und nur als ein Mensch. Jawohl, Herr Pastor, Liebe will die Frau vor allen Dingen. Man kann das auf sehr verschiedene Weise an den Tag legen, denn wir haben unsre Kinder auch lieb, wenn wir sie schlagen, und wir haben unsre Eltern lieb, wenn wir ihnen Respekt erweisen, und unsre Freunde, wenn wir ihnen den Kopf waschen, wie ich es in diesem Augenblick ausnahmsweise thue, Herr Pastor. — Aber die Frau will neben alledem, daß man sie auch

mal beim Schopf nimmt und abküßt, will das Recht haben, sich ihrem Manne gelegentlich auf den Schoß zu setzen, um ihn ihrerseits abzuküssen; sie hat auch nichts dagegen, wenn zur rechten Zeit Narretei und Kinderei mit ihr getrieben wird, denn dafür haben wir von unserm Herrgott eine absonderliche Beschaffenheit erhalten, und man darf uns deshalb noch lange nicht für junge Kälber ästimieren. — Wenn dann die Jahre wirklich und nicht nur in der Einbildung kommen, Herr Pastor, dann hören solche Dinge freilich allmählich auf, aber es liegt von der Jugend her ein Sonnenschein auf den alten Gesichtern, und wenn ich zum Exempel unserm Vater die Hand gebe und zu ihm sage: ‚Alter, es war doch schön, als wir noch wie die Fohlen hinten ausschlugen,‘ dann lacht er bis hinauf in die Augenwinkel und gibt mir auch noch einen Kuß auf den zahnlosen Mund. — Aber es küßt sich doch besser auf Lippen, hinter denen noch weiße Zähne leuchten, und ein heißes Gesicht mit verzausten blonden Haaren schmiegt sich doch hübscher an uns, als ein

welkes, wo die Tüllhaube das Haar ersetzen muß. Und wenn Sie zu Hause ein Bild von Ihrer Frau Lieselotte haben, die sich gar nicht gern E—li—sa—beth nennen läßt, dann schauen Sie das Bild nur an, und ich brauche Ihnen weiter nix zu sagen."

Es war nach dieser Philippika sehr still in dem Küsterstübchen geworden und auch um ein Erhebliches dunkler. Und unter dem Schutz dieser Dunkelheit sagte Daniel Eckhardt: „Ich suche nach der Liebe, Frau Bahnsen, wie ein Schatzgräber nach dem Schatz."

„Dann lassen Sie Ihre Frau kommen," entgegnete jene rasch und bestimmt. „Sie werden doch nicht glauben, Herr Pastor, daß der Seewind auf Föhr ihr rote Backen machen soll? Das kann unser Marschwind ebensogut, denn er schmeckt auch nach Salzwasser. Und Sie werden doch ebensowenig glauben, daß die Leute solches getrennte Leben gut heißen? Wenn wir unsre Pastorin auf ein paar Wochen missen mußten, dann gönnten wir unserm Pastor auch die Erholung, und ‚unser Vater' konnte ganz

gut ein paar Sonntage in der Kirche aus dem Predigtbuch vorlesen."

Mit diesem Bescheide zog Eckhardt ab, aber es blieb doch ein Stachel in seiner Seele zurück. Er zürnte nicht der klugen Frau, die ihm, gegen ihre sonstige vorsichtige Art und offenbar aus einem warmen, aufrichtigen Herzen, so gründlich die Wahrheit beleuchtete; er empfand vielmehr eine Art wehmütiger Dankbarkeit, denn sie hatte ihm das gelobte Land gezeigt, doch er fürchtete selbst der Mose zu sein, dessen Fuß das lachende Gefilde nicht mehr betreten sollte.

Und die giftige Rede Christian Petersens vermochte zwar Lieselottes Bild nicht zu beflecken, aber sie breitete dennoch einen leichten Schleier darüber, durch den Daniel Eckhardt nur trübe und zweifelnd zu sehen vermochte.

Er setzte sich noch an demselben Abend hin und schrieb einen Brief an Lieselotte, in dem er ohne Angabe näherer Gründe mit dringenden Worten um ihre sofortige Rückkehr bat.

Dann nahm er den Kalender zur Hand und rechnete.

Jeden Mittwoch und Sonnabend ging das Postschiff zwischen dem Festlande und Föhr an demselben Tage hin und her. Es war jetzt Dienstag, und wenn der Brief am nächsten Morgen an die Abfahrtsstelle gebracht wurde, dann konnte Lieselotte die Sonnabendpost zu ihrer Rückkehr benutzen.

Elftes Kapitel.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern hol herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai — —“

Der Mittwoch verstrich unter allerlei unfreundlichen Anzeichen. Heinrich war wiederum von Schimmel an die Wand gequetscht worden und hatte eine Verrenkung davongetragen, so daß er den Arm in die Binde legen mußte.

Inge machte ihm die Binde, so gut es ging, aber sie seufzte dabei wohl zehnmal nach Tante Lieselotte, und Pastor Eckhardt, der ratlos dabei stand, entsann sich plötzlich, wie geschickt die Hand seiner Frau bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegte. Er stieg seufzend die Treppe hinauf, um bei Onkel Koch Trost zu suchen, und fand ebenfalls eine Situation, die das ganze Elend der unbeweibten Männerwelt offenbarte.

Onkel Koch saß in seinem Lehnstuhl und hatte den rechten Fuß mit Hilfe von ein paar langen Unterhosen in sein Kopfkissen eingeknotet; es war ein unförmlicher Ballen, und derselbe gewährte einen bejammernswerten Anblick.

„Es hat mich wieder, Daniel," sagte er, „nämlich das ver ..... Podagra. Entschuldige, daß ich so heidnisch fluche, aber du solltest es nur einmal haben, du mit deiner plebejischen Gesundheit.

Eckhardt betrachtete den Fall mit Resignation. „Da muß ordentlich gewickelt werden, Onkel," meinte er endlich.

„Kannst du wickeln?" fragte der Alte vorwurfsvoll. „Hast du es jemals gelernt, Daniel, oder besitzen wir überhaupt eine vernünftige Windel? Dieses ist kein Pastorat, wie es sein muß, das sehe ich immer mehr ein."

Der Pastor wurde sehr kleinlaut. „Lieber Onkel, das ist nun mal nicht anders. Es wird am besten sein, wenn Inge dir Fliederthee kocht. Fliederthee ist sehr gut."

„Dann hättest du dir längst Fliederthee

kochen lassen sollen. Aber laß nur gut sein, die Theepünsche, die ich in meiner Jugend zu viel getrunken habe, wollen ihr Recht. Ich glaube, Lieselotte würde noch das beste Mittel wissen."

„Ich habe an sie geschrieben, Onkel; sie wird schon Sonnabend eintreffen."

„Und bis dahin soll ich auf einem Bein stehen, wie ein Storch," brummte der Alte. Dann aber hellte sich sein Gesicht auf. „Ich sehe, Daniel, daß sich die ersten Anzeichen von Vernunft wieder einstellen, und darum will ich nicht muxen — Au! Das war wieder einer von der richtigen Sorte!"

Am Nachmittag wanderte Eckhardt durch den Garten. Es steckte eine sonderbare Unruhe in ihm, und es war doch ein friedlicher Herbsttag. Die Ruhe in der Natur mahnte nicht an kommende Stürme, sondern sie erschien nur wie die Vorbereitung zu einem sanften, sachten Absterben.

Aber der Pastor spürte keine verwandte Stimmung in seiner Seele. Er streckte bisweilen den kräftigen Arm aus, als wenn er

irgend etwas damit umschließen wollte, und dann wanderten seine Gedanken über das Meer.

„Jetzt hat sie meinen Brief," sagte er leise. —

Dann trat er an das Staket und blickte auf die Dorfstraße hinaus. Da kam Jakob Appelboom des Weges; er ging langsam mit kleinen Schritten und trug ein Gefäß voll Milch in den Händen. Seine Haare standen noch wilder als sonst zu Berge, und sein Gesicht war sehr nachdenklich.

„Nun, Appelboom," sagte Eckhardt, „Ihr habt Euer Schaf wohl heute selbst gemolken; wie kommt denn das?"

„Es ist eine unmännliche Arbeit, Herr Pastor," entgegnete der Flickschuster, „und ich mußte dabei immer an Achillessen denken, wie er mang die Weibsen hinter dem Ofen saß und Strümpfe stoppte. Aber gegen den imperatorischen Komperativ, den Kant erfunden haben soll, läßt sich nicht anstreiten; meine Alte liegt nämlich krank."

„Es ist doch nicht schlimm, Appelboom?"

„Es ist immer slimm, wenn einem was fehlt, denn man hat alsdann nicht die Gesundheit. Sie liegt stille da, und das ist bei den Weibern ein unnatürlicher Zustand.“

„Ich werde morgen einmal hinüberkommen, Appelboom.“

„Thun Sie das, Herr Pastor. Ist Ihre liebe Frau auch schon wieder von Föhr zurück?“

„Nein, aber sie kommt in diesen Tagen.“

Der Schuster warf einen Blick gegen den Himmel und schob seine Brille auf die Stirn. „Hoffentlich nicht etwa schon morgen, Herr Pastor?“

„Nein, Appelboom, ich denke erst Sonnabend. Aber warum soll sie nicht morgen kommen?“

„Es ist zu still in der Luft,“ sagte der Alte. „Wenn man bei Jahren ist, Herr Pastor, dann kommt so das Gefühl für die Natur und was damit zusammenhängt. Denn sie zieht uns ganz sachte wieder an sich, ich kann es nicht anders ausdrücken. Ich habe den Krieg kommen sehen, ehe er da war, und ich habe die Öster-

reicher heranziehen sehen, als noch kein Mensch daran dachte — drüben hinter dem Deich ist es ganz blau, und ich sehe doch etwas."

Damit stackerte er in sein Häuschen, und Daniel Eckhardt blies in seine Pfeife; sie war ausgegangen, und die Asche flog ihm ins Gesicht. —

Am Abend brachte Hieronymus einen mit vielen unbekannten Marken beklebten Brief. „So einen habe ich noch nicht in Händen gehabt," sagte er zu Mine, „der muß wohl dreimal um die Welt herum gegangen sein und kostet acht Hamburger Schilling. Aber ich habe immer gesagt, wir bekommen eine neue Zeit, und wenn du heiraten willst, Mine, denn thue es man bald, sonst kriegt das auch eine neumodische Façon."

Der Brief kam aus Wien vom Hauptmann Strauß. Der junge Offizier dankte in den herzlichsten Ausdrücken für die unvergeßlichen Tage, die er in dem nordischen Pastorat verlebt habe. „Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir" — schrieb er — „und sagen Sie ihr,

daß jenes Gebet, das sie am letzten Abend unsres Beisammenseins als Stellvertreterin meiner Mutter für mich gen Himmel gesandt hat, mein Schutzengel im Kampf für Schleswig-Holstein gewesen ist. Teilen Sie ihr auch mit, daß ich mich mit einem braven Mädchen verlobt habe, und daß ich so glücklich bin, wie sie es zu werden verdient — —"

Daniel Eckhardt las diesen Brief mit regungsloser Miene durch. Dann aber legte er den Kopf auf die Platte seines Schreibtisches und weinte seit langen Jahren zum erstenmal, ohne sich dieser Thränen zu schämen.

Etwas später am Abend kam ein Bote von Südwesthörn.

Der Mann war auf der Postfähre angestellt und brachte einen mündlichen Gruß von Lieselotte. „Ich habe die Frau Pastorin selbst am Strande getroffen," erzählte er, „und ihr den Brief gegeben. Sie wäre am liebsten gleich mit abgefahren, aber ihre Sachen mußten doch erst gepackt werden, und wir konnten wegen der Flut die Rückkehr nicht verzögern. Da

hat sie mir aufgetragen, dem Herrn Pastor zu vermelden, daß sie gleich morgen zurückkehren würde, und ich bin noch heute abend hergegangen, um die Bestellung auszurichten."

„Morgen?" fragte Eckhardt erschrocken. „Aber die Postfähre geht doch erst Sonnabend!"

„Nu, man kann ja auch mit einem Boot herüberkommen," meinte der Schiffer gleichmütig und schob sein Priemchen auf die andre Seite.

„Ist das nicht mit Gefahr verbunden?"

Der Mann zuckte die Achsel. „Sie wissen ja selbst, daß das Wasser keine Balken hat, und daß die Nordsee man was nücksch ist. Die Luft geht ein bißchen lumrig, und wir haben morgen Springflut, aber sonst wird ja wohl nichts weiter dabei sein."

Noch später saßen Hans und Inge im Wohnzimmer bei der Lampe, das Mädchen nähte, und Hans las in einem Buch. Sonst hatte Eckhardt seine letzte Pfeife in Gesellschaft der jungen Leute geraucht, aber heute kam er nicht.

Es war sehr still zwischen den beiden, man

hörte nur das Knistern der Blätter und das Ausziehen des Fadens. Dazwischen auch ein leises Singen der Flamme. Endlich schien Inge dieses drückende Schweigen nicht mehr ertragen zu können; sie stand auf, ging an das Fenster und öffnete den einen Flügel. Nach einer kleinen Weile folgte ihr Hans, und nun blickten sie beide gemeinschaftlich durch den engen Rahmen auf den weiten, mit Sternen besäten Himmel. Sie mußten sich dabei ziemlich nahe zusammendrücken, und Hans legte, um seiner Nachbarin mehr Raum zu gewähren, den Arm ganz leicht um ihre Schultern, wie er es in früheren Jahren unzähligemal gethan hatte. Aber heute geschah das zum erstenmal seit längerer Zeit, und er spürte ein leises Zittern des schlanken Körpers unter seiner Hand, so daß er sie wieder zurückzog, und in seiner Verwirrung nichts andres zu sagen wußte, als daß es eine sehr schöne und stille Nacht sei.

Und Inge entgegnete ebenso befangen, daß diese Herbstnacht sie an jene andre erinnere, wo sie im Trichter miteinander getanzt hatten.

„Und uns dann hernach im Garten haschten," setzte er lebhafter hinzu.

„Wie die richtigen Kinder, Hans. Es war gerade heute vor vier Jahren."

„Und ich küßte dich, Inge."

„Nein, du wolltest nur küssen, aber ich litt es nicht."

„Ja," entgegnete er nachdenklich. „Es kam damals etwas dazwischen, und ich glaube, das war die Moorfrau."

Inge schwieg einen Augenblick, dann streckte sie die Hand aus und deutete in den dunkeln Garten.

„Da kommt sie wieder, Hans —"

Zwischen den Bäumen, die noch im vollen Laub standen, zog ein grauer Nebel entlang und streifte mit kühlem Hauch die heißen Wangen der jungen Leute. Inge schauerte zusammen, schloß das Fenster und ging zurück in den Hintergrund des Zimmers, wo die Lampe auf dem Sofatisch brannte. Abermals folgte ihr Hans, die beiden standen sich gegenüber und auf ihren Lippen schwebte eine stumme Frage.

Dann nahm Inge die kleine Kerze, mit der sie sich zur Ruhe zu begeben pflegte, und sagte: „Es ist schon spät, und der Onkel kommt doch nicht mehr. Gute Nacht, lieber Hans.“

Als ihr leichter Schritt in dem weiten, stillen Hause verhallt war, ging Hans hinüber in das Studierzimmer seines Vaters. Daniel Eckhardt saß am Schreibtisch und blätterte in einem Kalender. Als Hans ihn fragte, ob er noch nicht zu Bett gehen wollte, stand er auf.

„Ich werde nicht schlafen können, mein Junge, es ist eine zu große Unruhe über mich gekommen. Du hast dich wohl mehr mit Wetterbeobachtungen abgegeben, als ich. Was hältst du von dem Wetter?“

„Ich glaube, Vater, es lauert etwas in der Luft. Aber das hat dich doch nie bekümmert?“

„Nein, Hans, niemals. Ich achtete nicht auf das, was um mich vorging. Aber es kommen Zeiten, wo man das lernt.“

Dann setzte er sich neben seinen Sohn und berichtete mit unsicherer Stimme, daß Lieselotte am kommenden Tage zurückkehren werde, dabei

aber blätterten seine Hände fortwährend in dem Kalender, und er sagte ein über das andre Mal: „Wir haben Springflut, Hans, von morgens sechs Uhr an bis mittags um zwölf. Zwei Fluten hintereinander, ohne Ebbe! Es ist nicht schlimm, wenn kein Sturm hinzukommt, aber was meinst du von dem Wetter?"

Der starke, energische Mann war hilflos geworden in seiner Sorge, er lief im Zimmer auf und ab, sah durch das Fenster auf den Himmel und horchte auf jeden Laut, der draußen durch die stillen regungslosen Bäume ging. —

Hans war bestürzt, denn er hatte seinen Vater niemals in solcher Stimmung gesehen, und er konnte sich den eigentlichen Grund derselben nicht erklären. Eine wirkliche Gefahr dünkte ihm nicht vorhanden zu sein, oder sie war wenigstens so unendlich fern. „Wenn du nicht schlafen kannst, Vater, dann will ich bei dir bleiben", sagte er. „Mitternacht ist ohnehin schon vorüber."

Und so saßen die beiden, der Ältere und der Jüngere, nebeneinander auf dem Sofa.

Sie redeten fast gar nicht miteinander, sondern sie hingen ein jeder seinen eignen Gedanken nach, und Hans lächelte bisweilen still vor sich hin, wenn er daran dachte, was Inge morgen früh für Augen machen werde. Er dachte überhaupt fast ausschließlich an Inge.

Von Zeit zu Zeit stand Daniel Eckhardt auf und öffnete das Fenster. Es war noch immer still draußen, aber allmählich zogen am Himmel dunkle Wolken herauf, und der Mond, dessen Aufgang im Kalender um die dritte Stunde verzeichnet war, kam nicht zum Vorschein.

Einmal gesellte sich Hans zu seinem Vater und sagte: „Drüben bei Jakob Appelboom brennt Licht. Sollte der alte Philosoph über seinen Schmökern eingeschlafen sein?"

„Seine Frau ist krank," entgegnete Eckhardt.

„Das erinnert mich an etwas, Vater. In dieser Nacht vor vier Jahren wurde Mutter auch krank. Die Leute meinten damals, sie würde es nicht überstehen, und sie hat es doch überstanden. Man sagt, das bedeute ein langes Leben."

„Es ist ein Aberglaube, mein Junge," erwiderte Eckhardt düster.

Mit dem heraufdämmernden Morgen erhob sich ein Wind. Er war frisch und lebhaft, aber nicht übermäßig stark. Indessen konnte man nicht voraussehen, wozu er sich gestalten werde, denn die schweren Wolken standen noch immer am Himmel, und es blieb zweifelhaft, ob der Wind sie zu verjagen im stande sei. Sie konnten auch Sturm bringen.

Allmählich wurde es lebendig im Hause. Mine begann am Feuerherd zu rumoren, Heinrich schimpfte im Stall auf Schimmel, und endlich erschien Inge mit schlafroten Wangen, sehr erstaunt, die beiden Männer im dumpfen Zimmer mit übernächtigen Mienen zu finden. Sie lachte, als sie den Grund erfuhr, riß alle Fenster auf und atmete den frischen Seewind ein.

„Es muß köstlich sein," sagte sie mit dem leichten Sinn der Jugend und breitete die Arme aus, „es muß köstlich sein, so in einem tanzenden Boot über das schöne Meer zu fahren, immer mit vollen Segeln, wie eine Möwe!

Ich wollte, daß ich dabei sein könnte. Und Ihr grämt Euch?!"

Bald aber wurde sie ernster. Die Wolken hatten sich ausgebreitet und der Westwind begann heftiger in Stößen zu wehen. „Tante Lieselotte wird nicht abgefahren sein," meinte sie kleinlaut, „das wäre ja der pure Unsinn."

Daniel Eckhardt trat mit Hut und Stock aus seiner Stube. „Hans," sagte er gepreßt, „willst du mit mir nach Südwesthörn? Wenn Mutter an die Heimreise gedacht hat, dann ist sie schon unterwegs. Ich muß Gewißheit haben."

Hans war sofort bereit. Aber als die beiden an der Gartenpforte standen, kam Jakob Appelboom quer über den Weg. Sein graues Haar flatterte im Winde, und er machte den Eindruck eines betrübten Mannes. Aber dennoch lag eine gewisse feierliche Ruhe in seinen Worten, als er sagte: „Herr Pastor, es ist über Nacht gekommen, und es geht zu Ende mit meiner Kathrin'. Sie begehrt das heilige Nachtmahl, und ich glaube nicht, daß sie die Zeit haben wird, lange darauf zu warten." —

Der Geistliche sah einen Augenblick stumm vor sich nieder. Dann legte er seine Hand auf den Arm des Flickschusters und entgegnete freundlich: „Wir wollen hoffen, Appelboom, daß Ihr Euch über den Zustand Eurer Frau täuscht, aber wir können freilich nie wissen, wann das Ende kommt. Ich werde in fünf Minuten bei Euch sein."

Dann kehrte er in das Haus zurück, um die Abendmahlsgeräte herzurichten. Hans aber setzte seinen Weg allein fort und kämpfte an gegen den wachsenden Sturm.

Inzwischen rückten in der engen Hütte des Schuhmachers die Vorbereitungen zur heiligen Handlung nur langsam vorwärts. Pastor Eckhardt war ein viel zu gewissenhafter Mann, als daß er es hätte über sich gewinnen können, einer Bewußtlosen das Abendmahl zu reichen, und Jakob Appelbooms alte Lebensgefährtin schien mit dem Denken so ziemlich abgeschlossen zu haben. Sie lag teilnahmlos auf ihrem Bett und atmete ganz leise, aber Appelboom sprach gegen Eckhardt seine Überzeugung aus,

daß sie noch einmal wieder zu sich kommen werde.

Er that es in einer vollkommen schlichten und würdigen Art, ohne jede Beimischung seiner sonstigen geschraubten Redeweise. „Ich wollte es ihr ja gönnen," sagte er, „daß sie nun ganz sacht hinüberschläft, aber das wird wohl nicht möglich sein, denn sie hat noch nicht von mir Abschied genommen, Herr Pastor, und es geht nicht ohne dieses. Denn wenn zwei Menschen so lange Jahre beisammen gewesen sind, dann kommt es nicht darauf an, ob sie sich in ihrem Leben viele Karessen gesagt haben, sie sind doch miteinander eins geworden. Und es ist gegen die menschliche Natur, daß aus einem Ganzen ein Halbes wird ohne Abschied." Der Pastor saß in der wüsten Schusterwerkstatt neben dem geringsten seiner Pfarrkinder und hörte fast andächtig zu, als wenn er eine Predigt vernähme.

„Ohne viel Karessen," wiederholte er leise. „Ich glaube wohl, Appelboom, daß Ihr Euer Lebenlang mehr an Bücherlesen und andre Dinge

gedacht habt, als an Eure Frau. Und Ihr meint, daß sie dennoch mit Euch verwachsen ist?"

„Herr Pastor," entgegnete der Alte und hob feierlich seine pechgeschwärzte Hand, „es ist ein wunderbares Ding um die Liebe der Frau. Sie können die Liebe in eine dunkle Kammer sperren und den Schlüssel abziehen, sie hat doch in sich noch Licht genug, um die Kammer hell zu machen, und das Licht findet seinen Weg auch durchs Schlüsselloch. Ich habe diesen feinen Strahl oft genug gesehen, wenn ich mitten in der Nacht auf meinem Schemel saß und in den alten Heiden las. Aber er kam nicht aus den alten Heiden, Herr Pastor, sondern ich sah ihn in den Augen meiner alten Frau, wenn sie aus der Kammer hereinkam und mir, ohne ein Wort zu sagen, das Buch aus der Hand nahm. Und nun wird sie das nicht mehr thun, Herr Pastor — —"

Hans Eckhardt war inzwischen an den Deich gegangen. Der Sturm nahm beständig an Heftigkeit zu, aber es regnete nicht, und der aufgewühlte Staub wirbelte in dichten Wolken

durch die Marsch. In dem kleinen Hafen von Südwesthörn lag nur ein größeres Fischerboot, und die Eigentümer, ein alter Bootsmann mit seinen beiden Söhnen, standen in ihren geteerten Südwestern müßig am Bollwerk. Sie priemten und betrachteten das aufgeregte Meer, dessen dunkle Wellen brausend heranjagten. Hans kannte den Alten und trat heran.

„Is dor buten wat to sehn, Andres?" fragte er, und jener entgegnete: „Dat wer woll beter, wenn man nix süht, aber mi dücht bald, dat de Sak nich in Richtigkeit is. Min Fru is hen und halt de Kiker, dor kümmt se all."

Das Fernrohr wurde gebracht, und Andres sah hindurch.

Eine lange bange Weile, dann setzte er ab und schüttelte den Kopf. „Ik heff mi dat bald dacht; dat is en Boot, und mi dücht, dat het en Föhringer Seil — kiek du mal hen, Klaus, du hest betere Ogen."

Der älteste Sohn sah ebenfalls durch das Fernrohr und gab es seinem Bruder. „Se krüzen," sagte er, „aber se kamen nich up."

Der alte Schiffer spuckte aus und kratzte sich hinter den Ohren. „Denn helpt dat woll nix, Jungens, denn möten wi in See. Aber to drütt twingen wi de Sak nich.“

„Ich geh mit,“ sagte Hans rasch, „ich kann rudern, und ich weiß auch mit den Segeln Bescheid. Vorwärts, Andres, wir haben keine Zeit zu verlieren —“

Unterdessen lief Inge ratlos durch alle Stuben des Pastorats und rang die Hände.

Sie war oben bei Onkel Koch gewesen, aber der humpelte in der Stube herum, fluchte wie ein alter Heide und sagte unwirsch: „Lieselotte ist ein vernünftiges Frauenzimmer und kein Wassernix. Sie wird den Teufel thun und bei dem Wetter wie eine Ente in der Nordsee herumplanschen.“

Mine gab schon weniger Trost. Sie hatte große Wäsche und saß deshalb schon gegen zehn Uhr bei einer Tasse Thee. „Aus dem Theesatz kann ich nicht spuien,“ sagte sie, „dazu gehört Kaffee. Aber in der Waschküche war

hüt' morgen auf den Fliesen ein nasses Flag, und das kann was bedeuten."

„Ja," meinte Heinrich, „das bedeutet, daß der Waschtrog an Undichtigkeit leidet, im übrigen aber will ich stillsweigen, was unter allen Umständen das Beste ist."

Zuletzt kam Laurette herübergefegt. Sie hatte schon alles vernommen, eilte mit hochgehobenen Händen auf Inge zu und begann ganz unvermittelt von Hans zu reden.

„Er ist ein Halbgott," sagte sie. „Ich habe ihn hinauseilen sehen, ümmer schlankweg über die Gräben, wie ein Pärd, was den Koller hat. Und denn ist er meinen Augen entswunden, und Gobber meinte, er wäre bei Krischan Petersen seiner Fenne in den muddrigen Graben gefallen. Aber das ist eine Verkennung der Umstände. Und er wird auf das Meer hinausfahren und unsre Fru Pastorin aus dem Wasser ziehen, und es wird ein Triumphzug werden!"

„Ja," sagte Heinrich, „wie es in dem Liede heißt: ‚Und er fischte und fischte so lange, bis jener wurde sein Fund.'"

Da hörte Inge Jürgens auf, die Hände zu ringen. Sie schlang hastig ein Tuch um den Kopf und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Haus.

„Da geht sie auch hin," sagte Laurette kopfschüttelnd; „aber wenn das Herz einmal einen Brand hat, dann können auch die Wellen der Nordsee ihn nicht mehr auslöschen."

Nein, auch die Wasser der ganzen Welt hätten es nicht mehr vermocht.

Inge lief durch den Sturm mit halb geschlossenen Augen. Sie wurde ein paarmal zu Boden geworfen, aber sie raffte sich wieder auf und hielt ihre flatternden Kleider zusammen.

Endlich war sie am Hafen angelangt und sah dort eine Anzahl Menschen versammelt. Es waren zumeist Weiber und Kinder, und sie deuteten alle hinaus auf das Wasser.

Inge wurde mitten unter sie geweht, und eine Frau hielt sie am Arme fest, sonst wäre sie über das Bollwerk ins Wasser geflogen. „Es hat ja nichts mehr zu bedeuten, Fräulein," sagte das stämmige Weib, „sie sind schon durch

die Brandung, aber was wahr ist, muß wahr bleiben, hart genug ging es her, und um Ihren Schatz habe ich ebensoviel Bange gehabt, wie um meinen Klaus."

Und dann kam das Boot vor dem Winde angeflogen wie eine Möve. Ganz vorn stand Hans hoch aufgerichtet und schwenkte die leere Hand in der Luft, denn sein Hut lag weit draußen in der Nordsee, und ein Fischermädchen, ein junges Ding, sagte halblaut: „Lewer Gott, dat is man gaud, dat de smukke Minsch nich ok buten blewen is."

Neben Hans aber saß Lieselotte, und sie sah gänzlich aus wie ein Nix. Das Wasser troff ihr aus den Kleidern, aber sie lächelte und ließ ihr nasses Taschentuch im Winde flattern. Allen voraus sprang Hans an das Land.

Und ob nun ein neuer Windstoß kam und Inge Jürgens aus den kräftigen Händen der Fischersfrau losriß, oder ob es eine größere Macht war, als Sturm und Menschenkräfte, das haben die Geschichtschreiber jener Tage nicht verzeichnet, aber Inge lag plötzlich jubelnd

in den Armen ihres Hans, und die beiden Pfarrhäuser von Moorbüll und Horsebye hatten sich wiedergefunden, wie ehedem. —

Eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit legte Daniel Eckhardt ganz sacht seine Hand auf das Gesicht der alten Schuhmacherfrau und drückte ihr die Augen zu. Sie war, wie Jakob Appelboom es vorher gesagt, noch einmal zu sich gekommen, hatte von ihrem Lebensgefährten Abschied genommen und war unter den Abendmahlsworten sanft hinübergegangen. Und auch der Pastor ging nach Erfüllung seiner Pflicht hinüber in das Pfarrhaus.

Er zog den Summar aus und blickte sich um. Es war alles leer, öde und still, fast so still, wie drüben im Sterbehause.

Er horchte hinaus und bemerkte erst jetzt, daß der Sturm sich gelegt hatte, und daß es leise zu regnen begann. So stand er mitten in seiner Stube, ein geprüfter und geläuterter Mann, und er sprach mit gefalteten Händen die unendlich großen Worte seines Erlösers: „Dein Wille geschehe —“

Da wurden draußen Schritte laut, die Thür ging auf, Lieselotte stand an der Schwelle und sagte mit ihrer süßen weichen Stimme: „Lieber Daniel, es thut mir so sehr leid, daß ich dir Sorge gemacht habe. Aber da du mich wieder haben wolltest, mußte ich doch kommen."

Und es ist Sonnenuntergang. Der Regen hat längst aufgehört, es leuchtet und glüht noch einmal in aller Herbstpracht auf der friesischen Marsch.

In der alten moosüberwachsenen Strohhütte des Moorbüller Pfarrgartens sitzen Daniel Eckhardt und sein Weib ganz dicht beisammen. Ihre Hände ruhen ineinander, und sie reden leise. „Lieselotte", sagte der Pastor, und es lag ein zärtlicher Laut in dieser zum erstenmal gebrauchten und so unendlich ersehnten Bezeichnung, „ich glaube, der heutige Tag ist für alles gut gewesen, aber nur nicht für meine Haare. Siehst du nicht einen helleren Schimmer?"

„Ich sehe nichts, Liebster," entgegnete sie lächelnd, „aber wenn auch! Dann habe ich

um so weniger Ursache, mich zu grämen, wenn es mir ebenso geht."

„Herbst —" meinte er wehmütig, aber Lieselotte deutete hinaus. Man sah die grauen Mauern des Pfarrhauses durch das Gebüsch schimmern, und zwischen den grünen Büschen ging ein junges Paar langsam vorüber. „Das alte Haus ist gut für den Herbst und noch besser für den Winter," sagte sie zuversichtlich, „und was uns in seiner ganzen Fülle nicht mehr beschieden ist, das holt die Jugend nach. Komm, lieber Mann, wir wollen hinein gehen."

Über ihnen rauschte es leise in den Bäumen, und Lieselotte blieb noch einmal stehen.

„Hörst du dieses geheimnisvolle Flüstern? Das ist seine Stimme."

„Wessen, mein Liebling?"

„Die Stimme eines Geistes. Als unser heimgegangener Freund Jürgens zum letztenmal unter unserm Dach weilte, da redete er von seinem nahe bevorstehenden Tode. Und er gab mir das Versprechen, vor Gottes

Thron um unser Glück zu bitten. Er hat sein Versprechen eingelöst, Daniel, und nun weilt er um uns und gibt uns seinen Segen."

Da küßte der Mann sein Weib auf die Lippen.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Jacobsen, Friedrich,

Im Weltwinkel Roman

Bielefeld ; Leipzig 1897